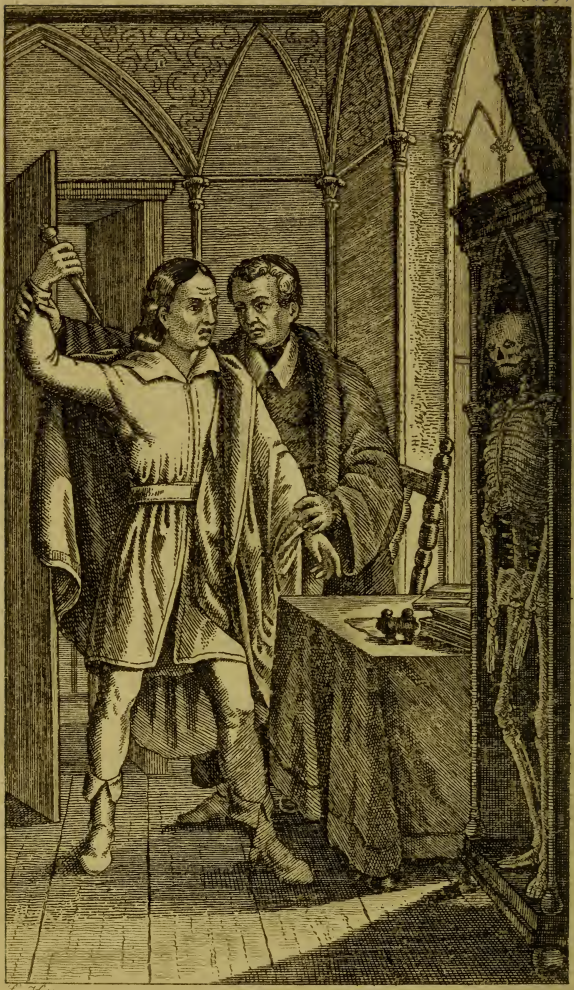
Morel



L. Hess inv.

Moral in Bildern

aus

dem menschlichen Leben.

Eine Sammlung kleiner Novellen

zur Veredlung des Gemüthes; mit vorausgeschickten, passenden Texten aus der heiligen Schrift und aus einigen classischen Dichtern.

Zu

Prüfungs-, Firmungs- und Neujahrs-Geschenken,

von

Leopold Schlecht.

Mit einem Titelkupfer.

Wien, 1836.

Johann Baptist Wallishausser's
Druck und Verlag.

KBR
Jantz
#204

Vorerinnerung.

Diese Sammlung sittlicher Novellen soll hauptsächlich dahin abzielen, das Gefühl und Herz zu veredeln, und in sittlicher Güte Vertrauen auf eine Alles leitende und weise Vorsehung zu gewinnen. Es dürfte sich daher das Buch zum Geschenke für die heranwachsende Jugend vollkommen eignen.

Der Verfasser.

Text: Die Gerechten leben in Ewigkeit, ihr Lohn ist bei dem Herrn und ihr Andenken bei dem Höchsten.
Buch d. Weisheit. 5. 16.

Das Bildniſs des Groſsvaters.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.
Göthe.

Ein heftiger Sturm hatte an Frankreichs Westküste die Nacht hindurch gewüthet; Blitze flammten unaufhörlich, und des Donners Brüllen machte die Erde beben; Regenströme schoſſen herab und die Meereswogen schlugen brausend an das Felsenufer. Während des fürchterlichen Aufruhres der Elemente hörte man von Zeit zu Zeit, wenn des Donners Stimme einige Minuten schwieg, vom Meere her, anhaltende Nothschüſſe. — »Weh!« rief der junge Chevalier Morgnon aus, welcher hart am Gestade ein schönes Felsenschloß bewohnte, »ein Schiff treibt sich in der Nähe herum; hier ist menschliche Hülfe vergebens. Schleudert der Sturm das Fahrzeug gegen die Riſſe, so ist es unrettbar verloren.«

Erst gegen Morgen legte sich der Sturm. So-

gleich eilte Morgnon mit einigen Dienern hinab an den Strand, um zu sehen, ob im Falle des Schiffbruches Jemand Rettung bedürfe. Das Ufer bot einen schaudervollen Anblick dar; es war mit Gebälk, Kisten und Leichen ringsumher besäet: der Gutsbesitzer ließ letztere untersuchen, ob bei einigen noch Leben vorhanden wäre, allein alle waren eine Beute des Todes geworden. Er sorgte für die Beerdigung derselben und wollte eben wieder umkehren, als er in der Ferne, zwischen zwei Klippen, ein weißes Gewand bemerkte, daß die schäumenden Wogen hin und her spülten. Der Ort war von brausender Brandung umströmt, hing nur auf einer Seite mit einem steilen Felsen zusammen und war daher unzugänglich. Morgnon erklomm den Felsen, und gewahrte ein todes Frauenzimmer, zwischen den Klippen eingeklemmt, über dem Wasser schweben, jede Woge der Brandung bespülte ihre Füße, die zurückkehrende Flut drohte sie ganz zu überdecken oder hinwegzutreiben. Morgnon ließ sich, weil der Stelle auf keine andere Weise beizukommen war, nicht ohne Gefahr des Lebens an einem Seile in die Tiefe hinab. Das Frauenzimmer war noch in der Blüte ihrer Jahre, ihre wiewohl leichenblassen Züge schienen sehr anmuthsvoll, doch gab sie kein Zeichen des Lebens. Morgnon wollte sich nicht überreden, daß sie todt sei, ihm schien es, als ob noch nicht alle Lebenswärme aus ihr entflohen wäre. Schleunigst ließ er sie in die Höhe ziehen, und befahl, sie nach dem Schlosse zu bringen. Hier wurden sogleich Versuche zu ihrer Rettung getroffen und alle ärztliche Hülfe angewendet, die etwa schlummernden Lebensgeister

zu wecken. Lange blieb das Bemühen ohne Erfolg; endlich ward ihm die Freude, die Unglückliche den Armen des Todes entrissen zu sehen.

Sie lebte, aber wurde ihrer Sinne nicht mächtig, auch zeigten sich Wunden, die durch das gewaltsame Hineinschleudern zwischen die Klippen, entstanden sein mochten. Morgnon ließ sie sorgfältig pflegen, er selbst wich nicht von ihrem Lager, und zeigte mehr als eine gewöhnliche Theilnahme an dem Zustande der Schiffbrüchigen. Endlich, nach ungefähr zehn Tagen, nachdem sie mehrere Male an der Schwelle des Todes geschwebt und in der Fieberhitze Vieles von Entführung, vom Sturme, von ihres Vaters Schmerz gesprochen hatte, und oft wüthend gegen ihren emsig besorgten Pfleger, als vermeintlichen Entführer, aufgefahren war — verließ sie das Fieber und der Gebrauch der Sinne kehrte zurück. »»Wo bin ich,«« fragte sie mit schwacher Stimme, und ihr Auge fiel ängstlich auf den neben ihrem Lager sitzenden Morgnon. »Bei einem Manne,« antwortete dieser, »der sichs zum Glücke rechnet, sie aus den Armen des Todes befreit zu haben.«

Lange wollte ihre Besorgniß nicht weichen, nur die Versicherung, sie habe nichts zu befürchten, sie sei bei einem redlichen Manne, der ihr Freund seyn und sie sobald als möglich in die Arme ihres Vaters führen wolle, gab ihr Beruhigung. Ihre Kräfte nahmen sichtlich zu, ihre Wunden vernarbten, und nach wenigen Tagen konnte sie, gestützt auf Morgnon, dessen zarte Behandlung ihr Vertrauen und Wohlwollen einflößte, im Gemache umhergehen.

Nun erzählte Isabella (so nannte sich die

Kranke) ihr trauriges Schicksal. Sie war die Tochter eines vornehmen, reichen Spaniers aus der Provinz Florida in Nordamerika, ihr Vater stand seit früher Jugend daselbst in Kriegsdiensten; die nach ihrer Geburt hingeschiedene Mutter hatte sie nie gekannt. Sie war stets munter und fröhlich und kannte kein größeres Glück, als ihrem guten, allgeachteten Vater durch Liebe und sorgliche Pflege ein vergnügtes Alter zu bereiten. Seit einiger Zeit machte ihr ein englischer Kapitän Heirathsanträge, ein an Körper und Geist häßlicher Mann, der als Spieler und wegen seiner Hartherzigkeit im übelsten Rufe stand. Anfangs wies man mit Schonung, dann, als er zudringlicher wurde, mit drohendem Ernste seine Bewerbungen zurück. Um dem Manne alle Gelegenheit zu benehmen, Isabellen zu sehen, schickte sie der Vater zu ihrer Tante auf ein mehrere Stunden entferntes Schloß. Der Capitän hatte ihren Aufenthalt erforscht. Einst als Isabella mit ihrer Tante lustwandelte, wurde sie plötzlich von verkappten Männern überfallen, geknebelt, zu Pferde gebracht und eiligst nach der Küste geschleppt, wo bereits eine Fregatte segelfertig stand. Erst am Borde des Schiffes wurde sie der Bande ledig; der Capitän trat ihr entgegen; er war der Räuber. Mit einem Schrei des Entsetzens prallte sie zurück; er blieb kalt und ruhig. Sie bat fußfällig und unter Thränen um Schonung und Befreiung. Hohnlächelnd erwiederte der Unempfindliche, er wäre nie gewohnt gewesen eine Fehlbitte zu thun; wo daher Bitten fruchtlos sind, werde er Gewalt gebrauchen. — Nur eine Seekrankheit und der bald entstandene Sturm,

der sie wahrscheinlich hieher verschlagen hatte, rettete sie. Der Blitz fuhr in den Hauptmast; sie stürzte betäubt zusammen; von nun an war ihr Bewußtsein verschwunden; nichts wußte sie von dem Scheitern des Schiffes, noch was sonst mit ihr vorgegangen war, bis sie sich in Morgnons sichern Mauern wieder fand.

Dieser suchte, sobald als möglich, durch ein, nach Amerika abgehendes Schiff Isabellens Vater von dem Leben und dem Aufenthalte seiner Tochter in Kenntniß zu setzen, und versprach, dieselbe nach vollkommen hergestellter Gesundheit, in ihre Heimath zu führen. Mittlerweile blieb Isabella auf dem Schlosse ihres Retters, der alles aufbot, ihr das Betrübende ihres Geschickes vergessen zu machen. Seine, während der Krankheit aufkeimende Neigung für die schöne Unbekannte wuchs stets mächtiger empor, je mehr sie ihr treffliches Herz und ihren gebildeten Verstand entfaltete; er bat förmlich um ihre Hand, und Isabella, schon durch das innigste Dankgefühl, noch mehr durch eigene Neigung an den fein gebildeten, achtungswerthen Jüngling gebunden, versprach freudig die Seine zu werden, wenn ihr Vater die Zustimmung nicht versage. Morgnon traf insgeheim Anstalten zur Hochzeit und erwartete sehnsuchtsvoll eine Antwort von Isabellens Vater; allein es vergingen Wochen, es verflossen Monate, und keine Nachricht erfolgte; erst nach einem halben Jahre erfolgte, auf wiederholtes Schreiben Morgnon's, von fremder Hand die Trauerkunde, der Alte sei seit mehreren Monaten auf einem englischen Schiffe von Florida abgesegelt.

Ein neuer Schlag für Isabellens zartfühlendes Herz. Zwar brachte Morgnon ihren Aufenthalt zur öffentlichen Kenntniß, er selbst ging nach England und forschte emsig nach ihrem Vater; allein alle Versuche waren vergebens. Beide gewannen die traurige Ueberzeugung, daß der Greis entweder im Meere verunglückt oder aus Gram über den Verlust seiner Tochter gestorben sey. Häufiger flossen ihre Thränen und stiller Schmerz sprach jeder Zug ihres Gesichtes. Sie fühlte sich verwaiset, und allein stehend mit ihrem trauernden Herzen in der Welt; Morgnon war jetzt ihr einziger Freund; seine herzliche Theilnahme an ihrem Kummer, sein edles Benehmen, jeder Blick, der ihr sagte, er lebe nur in ihr, rührte sie, brachte ihr Beruhigung und Trost; als daher ihr Herz einigermaßen ruhiger wurde, betrachtete sie den Unfall als einen Wink der Vorsehung, und vertrauensvoll trat sie mit ihrem Lebensretter an den Altar.

Die Zeit, sagt man, heile jeden Schmerz; bei Isabella konnte sie den Schmerz nur lindern; im Stillen flossen oft ihre Thränen und stets trug sie das Bild ihres Vaters auf der Brust, die Erinnerung an ihn in ihrem Herzen. Morgnon bewies sich als den liebevollsten Gatten; er bereis'te mit ihr einen großen Theil von Frankreich, um sie zu zerstreuen; er ehrte ihren Schmerz und schien nur froh zu athmen, wenn ihre Miene sich erheiterte. Ein Wonnetropfen fiel in den Wermuthsbecher ihres Mißgeschickes — sie beschenkte ihren Gatten mit einen lieblichen Knaben. Das Leben erhielt dadurch für Beide einen höhern Schwung; selbst Isabella fühlte sich glücklich.

Drei Jahre währte ihr gegenseitiges Glück, als Morgnons Vaterland mit dem Nachbarstaate in Krieg verwickelt wurde. Alle Vornehmen wurden aufgeboten, an die Spitze der Kriegerreihen zu treten; auch an Morgnon, der sich früher schon zu Kriegsdiensten verpflichtet hatte, erging der Schlachtenruf. Isabella wollte sich von ihrem Gatten nicht trennen und erklärte sich bereit, mit ihm hinaus zu ziehen in jedes Ungemach und jede Gefahr. Morgnon verwies ihr das Vorhaben, sich und ihr Kind einer so großen Gefahr auszusetzen, konnte aber nur mit Mühe sie davon abbringen, denn schwarze Ahnungen bemeisterten sich schaudervoll ihrer Seele. Mit blutendem Herzen riß er sich aus den Armen der ihn krampfhaft umklammernden Gattin los; die Trennung von ihrem Gatten erweckte neuerdings den Schmerz über den Verlust ihres Vaters, und eine gefährliche Krankheit war die Folge ihres heftig ergriffenen Gemüthes, während Morgnon in Gefahren und Kämpfen sich herumtrieb.

Der Krirg zog sich in die Länge und die trauernde Isabella hoffte vergebens die Rückkehr ihres Gatten. Plötzlich ward ihr hinterbracht, Morgnon liege verwundet im Hospitale. Nun hielt sie sich nicht länger mehr. »Wie soll er genesen,« jammerte sie, »wenn die pflegende Hand der Liebe fehlt? Er wich einst nicht von meinem Lager und lauschte auf jeden meiner Athemzüge; und ich sollte hier müßig sitzen und klagen, während er dort Schmerzen leidet? Nein, nichts soll in meinem Vorsatze mich wankend machen! Gefahr und Tod will ich mit ihm theilen!« Sie machte sich auf und fuhr in Beglei-

tung eines treuen Dieners mit ihrem Kinde dem Kriegsheere zu.

Eine furchtbare Schlacht war jenseits des Rheins geliefert worden, von dem Donner der Kanonen erzitterte der Boden und von Bangigkeit bebten die Herzen friedlicher Bürger und Landbewohner; endlich mußten die Feinde sich zurückziehen und in Kurzem war Freund und Feind aus der Gegend verschwunden. Mitleid trieb den größten Theil der Bevölkerung des nahe gelegenen Städtchens an, das verlassene Schlachtfeld zu besichtigen, den Verwundeten Hülfe und Erquickung zu bringen. Auch Gottlieb, ein ehrlicher Krämer, schloß sich an den Zug, und hatte redlich beigetragen, Verwundete zu verbinden und Todte zu beerdigen, als ein klägliches Wimmern in seine Ohren drang. Er gewahrt unter einem Gesträuche ein Frauenzimmer mit dem Tode ringen; den einen Arm hatte sie um einen kleinen Knaben geschlungen, der weinend ihren Hals umklammerte, den andern hob sie, gleichsam Hilfe heischend, in die Höhe. Aus der Kleidung und ihren edlen, aber mit Todesbläße bedeckten Zügen glaubte er auf eine Person von Stand schließen zu dürfen. Beide lud er sogleich mit theilnehmenden Herzen auf einen nebenstehenden Karren und führte sie nach Hause; allein ungeachtet aller Sorgfalt starb die Frau schon an folgenden Tage, nachdem sie mit gebrochenem Deutsch und sterbender Stimme kaum so viel hatte erklären können, daß sie ihrem Gatten aus weit entlegenen Gegenden in das Schlachtgetümmel gefolgt sey, daß jenes Kind ihr Sohn, daß sie von den Feinden mißhandelt und be-

raubt worden sei, die ihr nichts ließen, als das schmucklose Bild ihres Vaters. Schmerz über die erlittene Schmach, Entbehrungen und anhaltender Kummer hatten die Unglückliche in die Arme des Todes geschleudert. Der Knabe, kaum vier Jahre alt, schien den unersetzlichen Verlust, den er litt, zu fühlen; er weinte bitterlich und stammelte mit gefalteten Händen in französischer Sprache zu dem Krämer, sein Vater zu sein. Dieser versprach es und hielt redlich Wort: denn obgleich nicht begütert, theilte er doch gerne, was er hatte, mit dem Knaben, und wachte mit väterlichem Auge über dessen Gesittung, bis einst Nachfrage um demselben geschehe.

Gustav, so hieß der Knabe, entwickelte viele Fähigkeiten. Das geringe Vermögen des Ziehvaters gestattete zwar nicht, dem Pfleglinge eine höhere, wissenschaftliche Bildung geben zu lassen; doch ein natürlicher Drang und eine unersättliche Wißbegierde trieb den Verwaiseten an, durch emsiges Lesen nützlicher Bücher seinen Verstand zu erhellen und sein Wissen zu bereichern; vor allem aber half er unverdrossen seinem Ziehvater in dem kleinen Handelsgeschäfte. Plötzlich starb sein Wohlthäter; die Erben, längst schon auf den heranwachsenden Findling eifersüchtig, rafften gierig den geringen Nachlaß an sich, und jagten den neuerdings älternlosen Gustav zum Hause hinaus. Einige Zeit lang suchte er in dem Städtchen Unterkunft und Erwerb; allein Einigen schien er zu schwach zur Handarbeit, Andern im Handlungsfache zu wenig erfahren. In dieser traurigen Lage faßte er einen lang genährten Lieblingsplan wieder auf, seiner Herkunft und seiner Familie nachzusuchen. Frankreich

schien aus allem, was er von seiner Mutter wußte, der Aufenthalt seiner Vorältern zu seyn.

Mit einen Reisebündel über dem Rücken, einem Stocke in der Rechten, mit einem ärmlichen Rocke bekleidet, mit Traurigkeit im Herzen, wanderte Gustav dem Rheine zu, sein Vorhaben der alles leitenden Vorsicht vertrauend. Mehrere Tage war er gewandert und seine geringe Barschaft ging zu Ende, ohne Mittel zur Fortsetzung der Reise vor sich zu sehen. Ermüdet von dem weiten Marsche, setzte er sich am Wege auf einen Stein und betrachtete mit wehmuthsvollem Blicke die sinkende Sonne — »Ach!« rief er aus, »wie oft sah ich dich hinüber wallen über den Saum der nebelgrauen Berge, fernen Welttheilen Licht und Wärme bringend, doch mir gingst du niemals freudig wieder auf! Wann wird der Augenblick erscheinen, wo deine Strahlen die dichten Nebel des Mißgeschickes durchdringen und freundlich in meine Augen leuchten? Heimathlos irre ich umher, ohne Aussicht, ohne Trost, allen Launen arglistiger Menschen, allen Schlägen des Schicksals bloß gegeben! Elend ist mein Los, Verzweiflung mein Erbe!« Er zog hierauf das kleine Bildniß, das einzige Vermächtniß seiner Mutter, heraus, küßte es und drückte es heftig an seine Brust. »Muth du armes Herz,« sprach er mit gepreßter Stimme, »halte die Hoffnung fest! Der die Vögel der Luft nährt, wird auch für dich sorgen.«

Der Weg führte ihn durch eine Gebirgsgegend. Seitwärts von der Straße, in einem anmuthigen Thale, gewahrte er ein Dorf, von welchem Glockenschall herüber tönte, und wohin im festlichen Staate meh-

rere Gebirgsbewohner zogen. Auch Gustav lenkte seine Schritte dahin, und sah eben die ganze Gemeinde aus der Kirche nach dem nahen Friedhofe ziehen; mehrere Mädchen trugen Körbe mit frischen Blumen und ein verschleiertes Bild. Er folgte von Ferne dem Zuge und forschte nach dessen Bedeutung. »O junger Freund,« begann ein Greis, an dem er mit seiner Frage sich wandte, »wer von dem Manne nichts gehört hat, den wir ewig zu ehren verpflichtet sind, der hat noch keinen Engel in Menschengestalt kennen gelernt!« Gustav drang mit Fragen in ihn, und der Alte erzählte: »Es werden beiläufig zwanzig Jahre seyn, als ein vornehmer fremder Mann bei uns einkehrte. Die schöne Gegend bestimmte ihn, einige Tage hier zu verweilen. Gleich in der ersten Nacht brach Feuer im Dorfe aus, schrecklich rasete die Flamme und fuhr mit Blitzesschnelle über die Giebel dahin. Der Fremde legte selbst Hand ans Werk, hält Ordnung unter den Löschenden, ist überall zugegen, wo sein Rath nützen kann; — der Klugheit und Thätigkeit des Fremden, der mehrere Brandwunden davon trug, verdankt der größere Theil des Dorfes die Erhaltung des Eigenthumes. Die abgebrannten Häuser ließ er darauf sämmtlich auf seine Kosten herstellen und die zerstörten Geräthschaften durch den Ankauf neuer ersetzen. Lauter Dank und die Thränen der Beschenkten folgten ihm auf allen Schritten. — Seine Abreise verzögerte sich; endlich beschloß er für immer zu bleiben. Fremde Leute kamen und brachten ihm Briefe und Geld; aber seine betrübte Miene erheiterte sich nur, wenn er Einem von uns etwas Gutes thun, Kranken Speisen und Arzeneien bringen, arme

Kinder kleiden oder einem redlichen Brautpaare einen kleinen Brautschatz mitgeben konnte. Jung und alt pries ihn und erhob sein edles Herz; jeder hielt sich geehrt, wenn er nur seine Hand küssen oder sein Kleid berühren konnte; täglich betete man für sein Wohl, denn er schien, ungeachtet seines Reichthums, nicht glücklich. Er starb endlich, nachdem er unzähliges Gutes gethan, wie man glaubt, aus Gram. Von seinem Nachlaß blieb uns sein Bild, das er hier von einem durchziehenden Maler hatte verfertigen lassen. — Eben wird's am Grabeshügel aufgerichtet; dahin ziehen wir alle Jahre im festlichen Schmucke, sein Andenken zu erneuern und heiße Dankgebete für Ihn zum Himmel empor zu schicken."

Der Alte schwieg und zog schneller dem Zuge nach; Gustav mischte sich ebenfalls unter die versammelte Schar. Der Grabeshügel war mit frischen Blumen bestreut, Veilchen, Jasminen und Rosen dufteten ringsherum, das Bild stand aufgerichtet. Es wird entschleiert; Aller Blicke fallen darauf; auch Gustav suchte die Züge des hochgefeierten Mannes zu schauen. — »Welch' eine auffallende Aehnlichkeit," rief er, »ganz dieselben Züge, dasselbe Costume!« Er drängt sich näher, nimmt sein Bild heraus und vergleicht es damit. »Das ist mein Großvater!« entschlüpft seinen Lippen.

Die ihm zunächst Stehenden wurden auf den fremden Jüngling aufmerksam, und betrachteten ihn neugierig, dessen Augen unaufhörlich das Bild anstarrten. »O liebe Leute," rief Gustav aus, »erzählt mir doch, wer dieser Mann gewesen, woher er gekommen; denn seht dieß Bildniß zeigt ganz den-

selben — meinen Großvater!« — Die Sache schien sonderbar und noch sonderbarer, daß Gustav nichts weiter von dem Manne wußte, als daß er ihn seinen Großvater nannte, und die Leute außer dem bereits Erwähnten keine weitere Erklärung zu geben vermochten, als daß er aus England gekommen war, und sich Lord Abberdon nannte. So wenig das Gehörte mit dem, was er von seiner Herkunft wußte, im Zusammenhange stand, so war Gustav doch hochentzückt und stürzte, mit Thränen der Freude, auf den Grabeshügel hin. Dieß sonderbare Betragen brachte die Landleute auf die Vermuthung, der Fremdling sei geisteszerrüttet und sein Irrsinn habe bei dem Anblicke des Bildes wegen der unbegreiflichen Aehnlichkeit mit dem Porträte ihm ein Mährchen ersonnen. Man beschenkte ihn, hieß ihn aber seine Straße weiter ziehen. Ungern schied Gustav von dem Orte, wo ihm das erste Licht seiner Abkunft gedämmert hatte. Zwischen Hoffnung und Bangigkeit zog er weiter, fest entschlossen, nach England zu reisen und dort die hier entdeckte Spur zu verfolgen.

Er kam glücklich nach der Hauptstadt dieses Reiches, und forschte sorgfältig nach der Familie des Lord Abberdon; allein Niemand wollte diesen Namen, noch weniger eine adeliche Familie dieses Namens kennen; alle Nachforschungen waren vergebens; sein Muth und die Hoffnung, je etwas Näheres über seine Herkunft zu erfahren, sank, obgleich seines Großvaters Bild und Thaten ihm lebhaft vorschwebten, aber auch immer mehr zum unauflösba-

ren Räthsel sich verwirrten. Seine geringe Barschaft war zu Ende; um sich vor Mangel zu schützen, zugleich allmählich in die Stammregister vornehmer Häuser eingeweiht zu werden, faßte er mit Wehmuth und tief gekränktem Ehrgefühle den Entschluß, sich als Lohndiener zu verdingen.

Das Glück führte ihm bald einen Fremden, den Marquis Dunois, zu. Derselbe, ein Mann von vorgerücktem Alter, war gutmüthig, und der Jüngling empfand nur wenig das Drückende seines Looses. Ein Hauptfehler dieses Mannes war das Spiel, dem er sich leidenschaftlich ergab, ungeachtet ihn meistens des Glückes üble Laune verfolgte. Verstört und unwillig kam er daher oft nach Mitternacht oder erst am hellen Morgen nach Hause, und machte seinem Aerger durch rohe Worte gegen den geduldig harrenden Gustav Luft. Nichtsdestoweniger fühlte dieser eine besondere Zuneigung zu seinem Herrn; schweigend ertrug er dessen Unwillen, und diente demselben mit unverbrüchlicher Treue und liebevoller Sorgfalt; oft bat er ihn mit rührenden Worten, sich doch vor Betriegern im Spiele zu hüten und sich in seiner nachtheiligen Leidenschaft zu mäßigen. Diese liebevolle Anhänglichkeit erweckte auch in dem Herzen des Herrn Zuneigung und Vertrauen für seinen Diener, bald blieb diesem keine Regung in dem Herzen seines Gebieters verborgen.

Dunois spielte einst in einem der berüchtigsten Spielhäuser und hatte eine namhafte Summe verloren. »Hüthen Sie sich, Sie sind in Gaunerhänden!« flüsterte ihm eine Stimme in's Ohr. Er sah sich um, und erblickte einen einfach gekleideten Mann

mit einer Binde über dem rechten Auge, und einer gewaltigen Narbe über der Wange, der sich an die Lehne seines Stuhles stützte und das Spiel betrachtete. Dunois achtete nicht auf dessen Worte, ja er gab nicht undeutlich zu verstehen, wie ihm die Entfernung des lästigen Mahners willkommen wäre. Er spielte fort und verlor; der Fremde verschwand. Nach einer Weile erschien derselbe an der Spitze der Wache, welche sämmtliche Anwesende als Betrieger einzog. Mehrere wurden als unschuldig erkannt, und entlassen, unter diesen auch der Marquis. Dieser stürmte nach Hause und bebte vor Galle über die erlittene Schmach; er schwur dem Urheber derselben bittere Rache, wessen Standes derselbe auch sei. Nach einigen Tagen vergeblichen Bemühens denselben zu finden, traf er ihn im Theater. »Herr, was hat Sie zu der mich entehrenden Handlung bewogen, wer gab Ihnen ein Recht dazu?« rief ihm Dunois höchst erbittert entgegen. — »»Ihre Verblendung und Ihr Verlust,«« erwiederte jener gelassen. — »Was kümmert Sie mein Verlust? wer hat Sie zu meinem Rentmeister gemacht?« fuhr der erhitzte Marquis fort. — »»Ein Gefühl, das mich für Sie einnahm.«« — »Narrenpossen,« sprach der Beleidigte, »ich fordere Genugthuung!« — »»Ich werde sie geben.«« — »Morgen im Vauxhall, gegen Sonnenaufgang mit dem Degen« — »»Sehr wohl«« erwiderte der Fremde, und verlor sich im Gedränge.

Mit einem Degen unter dem Kleide verließ der Marquis am frühesten Morgen seine Wohnung. Gustav, den das Betragen seines Gebieters befremdete, ahnete ein Unglück und folgte demselben

von Ferne nach. Im Parke sah er, wie sein Herr mit einem schwarz gekleideten Manne handgemein und von seinem überlegenen Gegner hart bedrängt wurde. Die Angst beflügelte seine Schritte; außer sich, wie von unwiderstehlicher Gewalt hingerissen, stürzt er mit dem Ausrufe: »Haltet ein, haltet ein!« zwischen die Kämpfenden. In demselben Augenblicke trifft der mit blinder Wuth geführte Stoß des schwarzen Mannes, der seinem Gegner galt, Gustavs Brust und er stürzte besinnungslos zu Boden. Das Blut, das aus des Jünglings Wunde floß, bringt die erhitzen Kämpfer zur Besinnung; Beide beschäftigen sich, Gustav beizustehen, der wie durch einen Zauberschlag aus den Lüften herabgestürzt schien; die Wunde war unbedeutend; denn das Porträt, das jener immer auf seiner Brust trug, hatte den Stoß aufgefangen und seine Kraft geschwächt. Der Fremde bemerkte das Bild zuerst. »Himmel!« rief er begeistert, »wer ist der Jüngling, wie kam er zu diesem Bilde? Dieß Bild, welche selige Erinnerungen knüpfen sich daran!« Er drückte es feurig an seinen Mund. Auch Dunois betrachtete es aufmerksam und überrascht. — »Kannten Sie diesen Mann?« sprach er, »er war mein Freund, mein Wohlthäter, mein Vater! Auch erinnere ich mich dunkel, vor Jahren dieß Bildniß gesehen zu haben.« Beide staunten sich an, und von dem Munde Beider floß die Frage: »wie kam der junge Mensch zu diesem Bilde?« Gustav, in Ohnmacht darnieder liegend, konnte keinen Aufschluß geben; Leute nahten sich, man durfte kein Aufsehen machen. Der Marquis ließ den Verwundeten sogleich nach Hause schaffen; Beide schienen über

dem Porträte den Groll zu vergessen, und der schwarze Mann folgte, von Neugier getrieben, gern der Einladung des Marquis nach dessen Wohnung.

Auf Verlangen des Fremden erzählte dieser: „Das Bild stellt einen spanischen Obersten aus einer altadelichen Familie vor, der in Florida in Garnison lag. Ich, wiewohl Franzose, stand daselbst als Lieutenant in spanischen Diensten und bewarb mich um die Freundschaft des Biedermannes, und um die Hand seiner liebenswürdigen Tochter. Mein Nebenbuhler war ein englischer Capitän, ein Mann von häßlichem Charakter; er erhielt abschlägige Antwort. Bald darauf war das Mädchen von der Seite ihrer Tante gewaltsam entführt; die alte Frau starb auf der Stelle vor Schrecken. Der Verdacht der Unthat fiel auf den Capitän. Ihr Vater beschloß, den Verführer zu verfolgen, und seine Rechte in London anzusprechen; ich war bereit, ihn zu begleiten. Unter dem Namen Lord Abberdon, damit der Räuber nicht so leicht auf die Spur einer Verfolgung käme, eilte er hierher. Bald nach unserer Ankunft erfuhren wir, das Schiff, welches erwähnter Capitän führte, sey auf der Ueberfahrt bei einem Sturme gescheitert, und alle darauf befindlichen Personen in den Wellen umgekommen. Ungeheuer war bei dieser Nachricht der Schmerz des Alten; nicht geringer der meinige. Er wollte keinen Augenblick mehr auf den Boden bleiben, wo ihm diese schreckliche Versicherung wurde, aber auch nach Amerika nicht mehr zurückkehren. Wir begaben uns nach Deutschland, und irrten hoffnungslos in seinen blühenden Gefilden und volkreichen Städten herum, bis der Greis endlich in einem stillen Dörfchen in ei-

ner reizenden Gegend seinen Irrfahrten ein Ende machte. Einen großen Theil seines Vermögens hatte er den armen Dorfbewohnern geopfert; ich wurde der Erbe des Ueberrestes. — Dieß Bild sah ich oft in den Händen seiner Tochter; es war ein Geschenk zu ihrem Geburtsfeste, sie pflegte es stets bei sich zu tragen. Wie es nach so vielen Jahren in die Hände meines Dieners gekommen, ist mir unbegreiflich.«

Indessen hatte sich Gustav erholt. Beide bestürmten ihn mit Fragen, besonders der Fremde, dessen Seele mannigfache Ahnungen wundersam durchschauerten. Der Jüngling griff hastig nach dem Bilde: »O lassen Sie mir das Einzige, was mir von meiner unglücklichen Mutter geblieben ist!« — »»Seiner Mutter?«« ertönte der Ausruf des Staunens von Beiden, wie aus Einem Munde. Gustav erzählte nun Alles, was er von seiner Herkunft wußte, von dem Tode seiner Mutter, von dem Entschlusse, seiner Herkunft nachzuspüren, von der rührenden Scene in dem Dorfe und dem aufgefundenen Bilde des Großvaters; überhaupt alle Ereignisse seines Lebens, bis auf diesen Augenblick. Der Fremde war während der Erzählung in der höchsten Gemüthsbewegung; die Muskeln des Gesichtes verzogen sich bald zur Miene der Verzweiflung, besonders bei der Erzählung von dem Tode Isabellens; bald traten Thränen der Wehmuth in seine Augen, bald blühte auf seinen Lippen ein sanftes Lächeln süßer Erinnerungen. Gustav hatte kaum aufgehört zu sprechen, so breitete jener die zitternden Arme nach demselben aus, und stürzte mit dem Ausrufe: »Mein Sohn,

mein Sohn!« halb ohnmächtig auf Gustavs Lager hin.

Man denke sich des Marquis und des Jünglings Staunen, die eher des Himmels Einsturz, als eine solche Katastrophe erwartet hätten. Lange wollte sich der Sturm der Gefühle in der Seele des Fremden nicht legen; endlich sank er mit ruhigerem Gemüthe an die Brust des Jünglings, der seine Liebkosungen mehr litt, als erwiederte. — »Die Verblichene war die Tochter eines vornehmen Spaniers aus Florida? Isabella hieß der Engel? sie wurde geraubt? war's nicht so?« fragte er hastig den Marquis. — »Nun so wißt: sie kam nicht im Sturme um; ich, ich rettete sie; sie wurde mein Weib, als alle unsere Bemühungen, dem Vater von ihrem Leben und Aufenthalte Nachricht zu geben, fruchtlos blieben und uns glauben gemacht wurde, er sei auf der Reise umgekommen. Mir zog sie auf feindlichen Boden nach, als die Kriegstrompete mich in die Schlachtreihen rief. Drei Jahre mochte der Knabe alt seyn, als die Pflicht mich von ihrer Seite rief, und seit diesem Augenblicke habe ich weder Weib noch Kind mehr gesehen. Ich lag in Schmerzen dahin, da erhielt ich ein Schreiben von ihrer Hand, das mir ihre Ankunft versicherte. So sehr ich einerseits wegen Beschwerden und Gefahren für sie zitterte; so war mir in meiner damaligen Lage ihre Gegenwart sehr erwünscht. Ich harrte mit Sehnsucht auf den glücklichen Tag; allein derselbe erschien nie. Meine Krankheit verschlimmerte sich indessen, in einem gefährlichen Nervenübel verlor ich das Bewußtsein. Beim Wiedererwachen befand ich mich in der Gewalt des Feindes, der indessen

die Schlacht gewonnen und die Gegend besetzt hatte. Ich zog Erkundigungen nach meiner Gattin ein, schrieb an Freunde bei der Armee, an Verwandte in der Heimath angstvolle Briefe, erfuhr aber nichts, was mir hinreichendes Licht über ihr Schicksal geben konnte. Ich war in einer verzweiflungsvollen Lage; Ungewißheit über das Schicksal meiner innigstgeliebten Gattin, meines Kindes und meine Gefangenschaft nagten wie Scorpionenbisse in meinem Herzen. Von Verzweiflung getrieben, nahm ich Kriegsdienste bei der englischen Handlungs-Compagnie in Ostindien; ich suchte den Tod im Schlachtgetümmel gegen die Barbaren, erntete aber Lorbeeren und Ordensbänder; nur dieß Auge raubte mir ein Augenblick der Ungunst des Kriegsgottes. Nach Jahren kehrte ich hierher zurück mit den Entschluß, den Rest meiner Tage dem Andenken einst froh durchlebter Stunden in meinem Vaterlande zu weihen, als der Zufall — nein, nicht Zufall, göttliche Führung ist's — mich in die Arme meines Sohnes führte. — Isabella war mein Weib! — Auf der Rückseite des Bildes muß sich mein Name »Charles de Morgnon« zeigen; sie ließ ihn bei der Vermählungsfeier einätzen. — Verlangen Sie der Beweise noch mehrere? Ich kann sie in meinem Vaterlande gerichtlich darbringen! — Und hier diese Umstände alle; wer zweifelt noch länger? Du, Jüngling, bist mein längst als todt beweinter Sohn!« und so stürzte Morgnon neuerdings auf Gustavs Lager hin, der nun selbst von nie gefühlter Wonne durchglüht, die Arme um des Vaters Hals klammerte, und Thränen der Freude vergoß.

Dunois umarmte Morgnon und den Jüngling, und erhob preisend seine Augen zum Himmel. »Welch' sonderbare Verkettung von Umständen und Unfällen,« sprach er, »muß uns hier in einem fremden Lande zusammenführen, deren Lebensschicksale so eng in einander verflochten sind, die wir uns durch Jahre suchten und nicht fanden; hier ist ein höheres Walten sichtlich!« — Gustav lachte bald und weinte vor Freude; er, der so elend gewesen war, der ohne Hoffnung heimathlos umherirrte, hatte plötzlich Vater, Vaterland, Rang und Glücksgüter; er lag bald in seines Vaters, bald in Dunois Armen. Einstimmig beschloß man, sich nicht mehr zu trennen, sondern in freundschaftlicher Verbindung mit einander auf Morgnons Schlosse zu leben. Sobald Gustav ganz hergestellt war, pilgerten sie nach dem Orte, wo Dunois mit dem Obersten so lange gelebt hatte, und wo dem Enkel zuerst des Großvaters Wort und That erklungen war. Sie lagen in tiefer Rührung vor dem mit duftenden Blumen umwachsenen Grabeshügel und weinten vor der Asche dessen, den Schwiegersohn und Enkel nie gekannt hatten, dessen edles Herz aber in seinen Thaten noch nach Jahren freundlich aus dem Jenseits herüberklang. »Fühlst du,« sprach mit bewegter Stimme Dunois, »o Jüngling! die Stelle, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nur seiner Tugend, seiner Nächstenliebe, die ihn im Gedächtniß der Menschen nie sterben läßt, verdankst du jetzt dein Glück!«

Von hier reiseten alle nach dem Städtchen, wo Gustav seit seiner Kindheit gewohnt hatte. Heiliger Schauer durchbebte hier Morgnons Brust; hier

hatte seine unglückliche Gattin aus Liebe für ihn ausgerungen; hier war sein Sohn von dem ehrlichen Krämer erzogen worden; Thränen der Wehmuth und des Dankes weihte er den Abgeschiedenen. Ohne Mühe erwirkte er bei der Obrigkeit die Ausgrabung der Gebeine seiner Gattin; er legte sie selbst in einen kostbaren Sarg von Ebenholz, und führte sie, in Begleitung seines Sohnes und des Marquis nach Frankreich. Nahe an der Stelle, wo er einst Isabellen aus der schäumenden Flut gerettet hatte, ließ er die irdischen Ueberreste der Verklärten in einem kostbaren Grabmale aus Marmor beisetzen, auch dem Großvater in dem stillen Dörfchen Deutschlands ein bleibendes Denkmal errichten. Nach der Ruhestätte Isabellens wanderten sie fast täglich, wobei Dunois und Morgnon mit Begeisterung von den schönen Tugenden der Entschlafenen sprachen; auch nach Deutschland zum Grabmale des Großvaters reisete Morgnon noch einmal vor seinem Ende, und ermunterte seinen Sohn öfter dahin zu gehen, auch seine Nachkommen einst dazu aufzufordern; denn sprach er feierlich: »Die Stelle, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; Heil und Segen sproßt dem Enkel noch, der dessen Wege geht!«

Text: Das fünfzigste Jahr ist ein Jubeljahr, das soll euch heilig seyn.

Buch Levit. 25. 12.

Die Jubelfeier.

— Eil, o Nachen, schnell wie der goldene Pfeil
Von Smintheus! Daß bei der Nachtigall
Und Hirten Melodei'n ich früher
Donner und Nacht und Orkan vergesse.

Matthisson.

»Rüstig, ihr Mägde, sputet euch, ihr Bursche, daß alles blank gescheuert sey, und reinlich die Hausflur und der Garten das Auge ergetze,« rief Marthe, indem sie mit emsigen Armen den alten Sorgenstuhl und die Pölster an den Sitzen und Lehnen der Stühle durchklopfte; »denkt nur, heute noch kommt der Präsident, und morgen ist der guten Eltern Jubeltag; das wird eine Freude geben!« Und nun ging's in dem Bauernhofe an ein Fegen und Scheuern, daß die Lüfte erdröhnten. »Jetzt die Stube bereitet,« befahl Marthe, »zum Empfange des gnädigen Herrn! Bereitet das Bett mit den feinen rothbebrämten Lacken, und dem weichen Kissen, wie er's gewohnt ist bei uns zu finden; vergeßt auf den großen Spiegel nicht mit dem bunt bemahlten

Rahmen, den einst die Großmutter selig zum Brautgeschenke erhalten, und den eichenen Tisch mit künstlich gedrechselten Füßen, und den Sorgenstuhl stellt hinein, hängt die großblumigen Gardinen ans Fenster, und auf den Schrank die Figuren von Gyps, den züngelnden Löwen, und den Hund und den Jäger, auf dem thönernen Hute Federn vom nächtlichen Käuzchen; daß auch zierlich, wie sich's geziemt, das Gemach und Geräth sey!«

Martin, ein fünf und siebenzigjähriger Greis, Marthens Vater, wankte am Knotenstabe hinaus in das Gärtchen, setzte sich auf die Birkenbank unter den breitschattigen Apfelbaum, und blickte frohen Sinnes in die Weite, betrachtete das Sinken der wohlthätigen Sonne hinter das ferne Gebirg, indem Thränen der Rührung und Wehmuth in seinen Augen perlten. Mutter Anne hatte sich neben ihn gelagert, und plauderte Vieles von den schönen Tagen ihrer Jugend, und klagte mitunter wehmüthig über die Abwesenheit ihres Sohnes Franz, der vielleicht todt sey, oder in weiter Ferne im Elende umher irre.

Derselbe war seit seiner frühen Jugend vom väterlichen Hause abwesend. Er hatte das Maurerhandwerk erlernt, und, von Wißbegierde angetrieben, das Ausland besucht; oft hatte er den betagten Eltern sein Befinden, und welche Vortheile er aus den Reisen gezogen, kundgethan, aber schon seit drei Jahren erhielten sie keine Nachricht mehr von ihm, und manche stille Zähre floß dem Lieblinge ihres Herzens. — Plötzlich erscholl der Freudenruf: »Der

Präsident! der Präsident!« Ein Wagen hielt am Rückausgange des Gartens; ein ziemlich bejahrter, schlicht gekleideter Mann, mit einem einfachen Ordensbande, tritt den beiden Alten, die zitternd vor Freude einige Schritte vorwärts gegangen waren, rasch entgegen, bietet beiden die Hand, und drückt den alten Martin an seine Brust, indem aus dem Munde des ehrfurchtsvoll herumstehenden Landvolkes ein vielfacher Jubelruf ertönte!

Einst vor einer geraumen Reihe von Jahren, an einem heißen Sommertage, mußte Martin über das, eine Stunde von seinem Dorfe entfernte Alpengebirg wandern, und war noch nicht auf die höchste gangbare Stelle gelangt, als der Himmel sich umdunkelte, und schwarze Wolken des Tages helles Licht zur schauerlichen Dämmerung verdüsterten. Martin eilte nach Kräften, die nächste Sennenhütte zu erreichen, doch vergebens; auf den Flügeln des Sturmes rückte das Gewitter näher, Blitze zerrissen das verderbendrohende Gewölk, und furchtbar rollte des Donners Brüllen, dreifach verstärkt, durch der Felsen Riesenwände. Die Wolken senkten sich tiefer; Martin war plötzlich von den schwarzgrauen Nebeln umschlossen, rings um ihn durchkreuzten sich die zuckenden Blitze und rauschender Regen ergoß sich aus der Wolken Schooß. Der Wanderer, von Grauen ergriffen, suchte lange vergebens nach einem Zufluchtsorte, endlich entdeckte er an einem Abhange in den Felsen eine kleine Höhle, wohin er flüchtete. Das Gewitter zog indessen mit wachsendem Grimme näher, das Feuer der Blitze leuchtete heller, und des Donners Stimme brüllte unaufhörlich.

Da zuckte hart am Eingange der Höhle des Blitzes gräuliche Feuerschlange, ein betäubender Donnerschlag folgte plötzlich, der Boden schien mit bläulichten Flammen bedeckt, und ein dichter Schwefelqualm drang in die Höhle. Martin, der vor Angst kaum stehen konnte, ward beträubt, es schwindelt ihm vor den Augen, seine Sinne vergehen.

Wie aus einem schweren Traume erwachte er wieder, und es verging eine geraume Weile, ehe er seiner Sinne ganz mächtig wurde. Allein statt der frühern Angst fesselte ihn Staunen; denn freundlich strahlte ihm die Sonne in's Angesicht, kein Wölkchen trübte des Himmels heiteres Blau; eine blumenreiche Alpenwiese dehnte sich neben ihm aus, und an seiner Seite stand ein fremder Mann, im grünen zierlichen Jagdkleide, dessen hohen Stirne und der Augen sanfter Ernst den Adel seiner Seele verrieth. Auf die Flinte gestützt ruhte theilnahmvoll sein Blick auf Martin, der in eine andere Welt sich versetzt glaubte, und lange zweifelte, ob er noch lebe. — Der Fremde hatte in der Gegend gejagt, und, wie jener, vom Gewitter überrascht, in den Felsen Schutz gesucht. Der Blitz zerschmetterte das Gesteine, wo Martin sich verborgen hatte, das weiche Erdreich löste sich los, und jener stürzte mit demselben den nahen Abhang hinunter. Zum Glück war die Höhe nicht beträchtlich, unten eine kleine moosbewachsene, vom Regen vollends erweichte Stelle, so daß er keinen Schaden nahm; nur drohte das allmählig herabrollende Gestein ihn zu zerschmettern, oder das abschießende Wasser ihn in die ungeheure Kluft hinabzuspühlen, die neben je-

ner Stelle heraufgähnte. Der Fremde, der unweit davon den Vorfall beobachtete, und die drohende Gefahr erkannte, eilte zum Wohl seines Nächsten, sich selbst vergessend, an den gefährlichen Platz, und riß den Bewußtlosen hinweg, indem er nahe daran war, selbst in die ungeheure Tiefe hinabzustürzen. Er schleppte ihn nach der Grotte, die er aufgefunden, und versuchte es, wiewohl vergeblich, den Unglücklichen ins Leben zurückzurufen. Als das Gewitter nachließ, trug er ihn weiter abwärts, auf die reizende Wiese, und da Martin nicht verletzt, sondern nur betäubt war, so beschloß jener, es der Natur zu überlassen, die schlummernden Lebenskräfte wieder zu wecken. Auf den Knien unter lauten Schluchzen dankte ihm der Gerettete, und Thränen des Entzückens netzten die Hand des edlen Retters, der ihn liebevoll aufhob, und durch Worte des Trostes und der Theilnahme zu beruhigen suchte. Die ehrliche Miene des Landmannes, die rührende Weise, wie er die dankglühenden Augen und gefalteten Hände bald zum Himmel, bald zu seinem Retter erhob, bewogen letztern, ihn nach seiner Hütte zu begleiten.

Angst und Sorge hatte indessen Martins Angehörige gequält, da sie bei dem grauenhaften Gewitter in dem felsigten Gebirge das Schlimmste für ihn fürchteten; um so größer war ihre Freude, als sie ihn an der Seite des stattlichen Jägers heimkehren sahen, und seine wundervolle Rettung vernamen. Man empfing den Fremden freundlichst, liebevolle Zudringlichkeit hemmte seine Schritte, da sich jedes Glied der Familie glücklich pries, seine Hand

oder sein Kleid zu küssen, und er sich diese Ausbrüche der Freude gern gefallen ließ, indem die ungekünstelte Natur des Herzens tiefste Regungen ohne Verstellung und Schmuck, so wie sie's fühlt, an Tag legt. Mutter Anne, damals noch kräftig und jung, bereitete geschäftig ein ländliches Mal, und ordnete die niedliche Kammer, wo das große Bett stand mit den langen Gardinen, das sie einst zur Aussteuer von der Base bekommen. Indeß plauderte der Fremde mit Martin über das überstandene Abenteuer, und allerlei die Gegend und das Land betreffende Gegenstände, wobei jener an des Landmanns Klugheit und natürlicher Urtheilskraft viel Vergnügen zu haben schien. Bald trug Anne das Mal herbei, schmackhaft bereitet, eine Keule von Schöpsen, und Kuchen aus Eiern, Birnen und Aprikosen in reinlichen Körbchen, und bat bescheiden um Nachsicht der einfachen Bewirthung. Der Gast genoß reichlich den Imbiß, den Herzlichkeit und Freude würzten, und freundlich lobte er der Wirthin behagliche Gabe. Erschöpft von den Gefahren und Beschwerden des Tages verlangte er nun der Ruhe, und betrat gefällig lächelnd das ländlich geschmückte Gemach, wo süß erquickender Schlummer seine müden Augen schloß, während Martin, sein Weib und die Kinder auf den Knien lagen, im brünstigen Gebethe dem edelmüthigen Retter Segen vom Himmel zu erflehen.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als Anne lauschte, ob der Fremde noch schlummere; da sich nichts regte, ging sie an den Fußspitzen sorglich ab und zu, und warnte die Magd, nicht zu klap-

pern mit dem Geschirr und Geräthe, die Ruhe des freundlichen Gastes ja nicht zu stören. Aber wie staunte die Geschäftige, als der Fremde im vollen Staate eines Jägers mit einigen Dienern aus dem Garten trat; kaum traute sie ihren Augen. — »Staunt nicht, lieben Leute,« begann der Fremde, »mit dem früheſten Morgen, so bin ich's gewohnt, schlich ich mich vom Lager durch den Garten ins Freie, traf meine Diener, die mich ängstlich suchten, und nun muß ich von euch Abschied nehmen. Gott segne euch!« Er drückte Martin und seinem Weibe, die vergebens mit der Schürze die Thränen zu verbergen suchte, herzlich die Hand, und schritt rasch über die Schwelle. Lautes Schluchzen erfolgte; Alles drängte sich herzu, seine Hand zu küssen, und nochmal seine edlen Züge zu schauen. Gerührt wendete er sich zu Martin: »Mir thut es leid, so schnell scheiden zu müssen, doch mich rufen höhere Pflichten; ihr verdient aber auch zu wissen, wer ich bin. Ihr habt den — Präsidenten bewirthet! Bleibt ihr redlich, und schuldlos bei einfachen Sitten, so sehen wir uns wieder, und so Gott will, noch oft.« — Eine Pause ehrfurchtsvollen Schweigens entstand auf diese Worte, dem ein weithallender Freudenruf erfolgte; eine große Schar der Dorfbewohner begleitete jubelnd den edlen Mann, den kunstlose Ehrlichkeit und Unschuld mehr anzog, als blendender Schimmer eingebildeter Vorzüge.

Der Präsident blieb dem Versprechen getreu; alle Jahre, wenn er einige Zeit sich von den ernsten Geschäften zurückzog, besuchte er den ehrlichen Gebirgsbewohner, und nie schied er, ohne von den Segens-

wünschen Aller begleitet zu seyn, die er durch seine Gegenwart beglückte. Für Martins Familie war die Ankunft des vornehmen Gastes ein Freudenfest, dem sie mit großer Sehnsucht entgegen sahen; zwischen den beiden Männern entstand sogar mit der Zeit eine Art bescheidener Vertraulichkeit, und in den freundschaftlichen Gesprächen saßen sie oft stundenlang bei einem gemeinsamen Imbiß, oder sie strichen jagend stundenweit im Gebirge umher.

Am frühen Morgen verkündete der Schall der Glocken den Anbruch des festlichen Tages; die jungen Bursche des Dorfes, die Hütte mit grünen Maien, oder Kränzen und Bändern geschmückt, traten unter fröhlicher Musik vor Martins Haus, und verscheuchten ihn und seine Ehehälfte vom Lager, von welchen durch der hohen Freude Vorgefühl der Schlaf geflohen war. Des Präsidenten Diener überreichten ihnen neue, vom feinsten Stoffe, dem Stande des Jubelpaares gemäß geformte Kleider; Martin dankte schweigend, die Augen fromm zum Himmel gehoben; das alte Mütterchen lachte und weinte bald, während Marthe, die das Amt eines Kammermädchens vertrat, lobpreisend die Schönheit und den Reichthum des Stoffes anrühmte, und öfters seufzend ausrief: »Ach, wäre mein Bruder hier!«

Nun trat der Präsident herein, und wünschte mit herzlichen Worten seinen beiden alten Freunden, wie er sie nannte, Glück zu dem froh erlebten Tage, zu dessen Verherrlichung er sich auch einige Anstalten erlaubt habe. Beide wollten, im Gefühle des Dankes für die seit Jahren ihnen erwiesenen Eh-

ren ihm zu Füßen fallen, doch schnell erhob er sie an seine Brust, und rief: »Ihr habt mich, gute Leute, die schöne Wahrheit gelehrt, daß Glück, Redlichkeit und Tugend nicht immer in Palläſten, daß ſie häufiger noch in ſtillen Hütten wohnt; Zufriedenheit nicht den Sonnenglanz der Hoheit ſucht, ſondern unter dem Laubdache des Anſpruchloſen ihren Tempel hat. Unter euch war ich bloß Menſch, den ich ſo oft im Geräuſche der großen Welt vergeſſen mußte. Ich lernte euch ſchätzen und lieben, und euer Glück war bis dieſen Augenblick meine Sorge; ich gab euch zwar nicht Geld und Gut, denn das hätte eure Sitten verderbt, und euch nicht glücklicher gemacht; aber ſeht, ob ich ſo nicht beſſer ſorgte.« — Somit öffnete ſich das Nebenzimmer, ein wohlgebildeter Mann ſtürzte herein, und den beiden Eltern zu Füßen. Es war Franz, ihr lange vermißter Sohn.

Der Präſident hatte vor mehreren Jahren den jungen Mann aus der Fremde zu ſich berufen, hatte ihm die Mittel zu genügenden Kenntniſſen in der Architektur und in Sprachen geboten, ihn neuerdings zur weitern Bildung auf Reiſen geſchickt, und nach ſeiner Rückkehr ihm die Stelle eines Bauinſpektors auf den Staatsgütern verſchafft. Als ſolchen erſt führte er ihn an dem feſtlichen Tage in die Arme ſeiner überglücklichen Eltern. Groß war die Freude, unausſprechlich das Entzücken; bald hielt der Vater, bald die Mutter den Sohn umſchlungen, ihre Freudenthränen netzten ſeine Wangen; Marthe ſchluchzte, und der Präſident blickte ſeelenfroh auf die wonnige Gruppe. »Noch iſt euer Glück nicht vollſtändig,« ſprach letzterer, »noch fehlt Jemand, der in den Kreis

der Glücklichen gehört.« Er öffnete die Thüre, und es erschien ein junges holdes Frauenzimmer, das schüchtern mit ehrfurchtsvoller Miene sich näherte. »Meine Braut,« rief Franz, indem er sie rasch bei der Hand faßte, und sie mit sich zu der Aeltern Füßen zog, ein Mädchen arm an Glücksgütern, aber reich an schönen Tugenden, ich hoffe mit ihr glücklich zu werden; Vater, euern Segen!« Martin hob segnend die zitternden Hände über die Knienden, und sank dann erschöpft auf einen Stuhl zurück; Anne lag halb ohnmächtig in den Armen der schmucken Schwiegertochter, und von Außen erscholl rauschende Musik und ein vielfacher Freudenruf. Der Präsident ließ der beglückten Familie Zeit sich zu erholen, in Liebkosungen und in freundliche Worte der Liebe und des Entzückens auszubrechen; endlich ordnete er den Zug nach der Kirche an.

Der Weg bis dahin war mit Blumen und duftenden Kräutern bestreut, und die Häuser mit Laubwerk schön verziert. Musiker und die gesammte Dorfjugend eröffneten den Zug, eine Anzahl weiß gekleideter Mädchen streuten aus zierlichen Körbchen Rosen und andere Blumen; hierauf folgte Franz mit seiner Braut, dann das Jubelbrautpaar auf den stattlich geschmückten Präsidenten gestützt, und an dieß schloß sich jubelnd die übrige Bevölkerung des Dorfes an. Ein feierlicher Gottesdienst erhob die rührende Handlung, das junge Brautpaar erhielt den priesterlichen Segen, das Jubelpaar, vom Präsidenten selbst an die Stufen des Altars geleitet, zerfloß in Thränen unaussprechlicher Rührung und Freude; die Augen aller Anwesenden waren naß und heiße Dankge-

bethe flossen brünstig zum Allmächtigen über des Himmels unermessenen Raum.

Aus dem Gotteshause verfügte sich der Zug in derselben Ordnung nach Martins Wohnung, wo neue Freude auf eine überraschende Weise das Herz der Anwesenden erschütterte. Das Gemach war festlich geschmückt, allenthalben hauchten liebliche Blumen erquickenden Duft, und an der Wand hing ein großes, mit Blumenguirlanden verziertes Bildniß, die Rettungsscene Martins durch den Präsidenten vorstellend. Regungslos starrte die Familie nach diesem schönen Bilde und fand keine Worte ihre Gefühle kund zu thun, sie hatte nur Blicke des heißesten Dankes und — Thränen. Zur ewigen Erinnerung an diesen festlichen Tag," unterbrach der Präsident das schweigende Staunen, "und zum Gedächtniß an die einfachen Sitten und trefflichen Tugenden ihres Ahnherrn soll dieß Bild von Enkel zu Enkel bis ins späteste Glied sich vererben und zur Nachahmung das Herz erwärmen!"

In einer zierlichen Laube ward nun ein einfaches, aber äußerst geschmackvolles Mahl eingenommen, während dessen, auf Veranstaltung des Präsidenten, auch alle Bewohner des Dorfes hart an Martins Garten unter freiem Himmel ein Freudenmahl genossen. Der Präsident brachte zuerst dem Jubelpaar, zwischen welchem er saß, dann den Neuvermählten einen fröhlichen Toast aus, und Musik und Jubelgeschrei der Dorfbewohner wiederholten denselben vielfach wieder. Martin und seine Ehehälfte konnten so viel Freude und Ehre nicht fassen, sie waren wie

Kinder, und weinten fast unaufhörlich; die Jugend des Dorfes erfreute sich erheiternder Musik und des Tanzes bis spät nach Mitternacht, und der Präsident, hoch entzückt bei dem allgemeinen Jubel, dessen Schöpfer er war, fühlte, daß nur Tugend wahre Freude gebe und die Beglückung seines Mitbruders die reinste Seligkeit auf Erden schaffe.

Text: Liebet eure Feinde, thut denen Gutes, die euch hassen.

Matth. 5. 44.

Der Neger auf Domingo.

Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre,
Das ist edel; — erhaben ist's, den Beleidiger lieben,
Ihn in der Noth mit verborgener Wohlthat laben, ist himmlisch.
Messias 10. Ges.

Unbeschreiblich ist die Wuth, mit der die Neger auf Domingo in dem bekannten Aufstande gegen die Weißen verfuhren. Sie rotteten sich in mehreren zahlreichen Scharen zusammen, fielen über die Plantagen her, die sie selbst unter Schweiß und Qualen mancher Art angelegt hatten, brachen zur Nachtszeit unvermuthet in die Landhäuser der Plantagen-Besitzer, rissen dieselben bei den Haaren aus dem Bette oder den Schlupfwinkeln, in denen sie sich sichern wollten, im furchtbaren Grimme hervor, und stießen mit geifernden Händen, und schnaubend vor Blutgier, den Dolch in die Brust der Unglücklichen; zugleich zündeten sie überall die Landhäuser und offenen Orte an, so daß die ganze Insel von den schaudervollsten Brande schrecklich strahlte, und das Blut der Ermordeten wie in Bächen floß.

In der Nähe der Hauptstadt hatte Dernieux,

ein reicher Kaufmann mehrere Besitzungen, die durch eine bedeutende Menge von Negersclaven gebaut, immer im schönsten Flore standen. Er selbst war ein harter, gegen seine Sclaven grausamer Mann; selten war in seiner Brust Mitleid erwacht, kalt blieb er bei den Leiden eines unter Peitschenhieben dahinsterbenden Negers. Er war der Gegenstand der Furcht, aber auch des Hasses aller seiner Untergebenen; daher wendeten jetzt die ergrimmten Neger ihr Augenmerk besonders auf ihn, dem sie einen grauenhaften Untergang geschworen hatten.

Das Landhaus, welches Dernieux bewohnte, lag, entfernt von andern Gebäuden, mitten zwischen den fruchtbarsten Pflanzungen in einer anmuthigen Gegend. Er hielt sich hier den größten Theil des Jahres auf, aber nicht so sehr um die Reize der Natur zu genießen, als um sich seiner Tochter Julie, welche diesen Wohnort vorzüglich liebte, gefällig zu beweisen.

Gleich beim Beginnen des Aufruhrs entstand plötzlich um Mitternacht ein heftiges Geschrei, ein wildes Getöse musikalischer Instrumente und Geklirre von Waffen um das Haus; dadurch aufgeschreckt, erhebt sich Dernieux von seinem Lager und erblickt zu seinen Schrecken alle Pflanzungen und die seitwärts gelegenen Wohnungen der Sclaven in hellen Flammen stehen, flackernde Feuersäulen erhoben sich in die Lüfte, und heißer Qualm droht ihm den Athem zu rauben; Neger sieht er mit Fackeln herbeieilen, auch seine Wohnung dem Feuer Preis zu geben. »Hilfe, Hilfe! ich gehe zu Grunde!« ruft er, »ist denn Niemand, der mich aus dieser Todesgefahr rette!«—

Vergebens; sein Angstgeschrei wurde bald übertäubt von dem Prasseln des hochauflodernden Feuers und von dem gräßlichen Mordjo der Kannibalen; nur Julie stürzte herzu, um in ihres Vaters Armen, bei dem schauderhaften Anblicke, der sich ihr darbot, in Ohnmacht zu sinken. Die Neger hatten das ganze Landhaus umgeben, und wilde Kriegestänze um dasselbe angestellt; die Lüfte wiederhallten von Grauen erregenden Kriegesliedern, die sie taktmäßig durch das Zusammenschlagen der Waffen begleiteten, während die Flammen um das ganze Gebäude rasceten, und dessen Bewohnern einen schrecklichen Tod drohten.

In einem abgelegenen Theile der Insel, nahe am Meere lebte Zimeo, ein Neger mit mehreren andern entlaufenen Sclaven, seit längerer Zeit schon in tiefster Verborgenheit, sich kümmerlich von Wurzeln und Fischen nährend. Bald sammelten sich um Zimeo und seine Gefährten mehrere Flüchtlinge, welche durch Erzählungen von Unbilden und Grausamkeiten, die sie erduldeten, sich selbst und die andern zur höchsten Wuth entflammten, und allen Weißen den schmerzlichsten Tod schworen.

Zimeo, einst Sclave des Dernieux, weit gutmüthiger und sanfter als seine Landsleute, vernahm kaum, welche Gegend zuerst die Verheerungssucht seiner Genossen treffen sollte, so machte er sich bei einbrechender Nacht eilig auf, und lief gerade gegen seines Herrn ehemalige Wohnung zu, die er aber zu seinen Staunen und Schrecken bereits in Flammen und von aufrührerischen Negern aus andern

Theilen der Insel umgeben fand. Begünstigt durch seine Farbe und den wilden Freudentaumel seiner Landsleute, drang er auf den, ihm gut bekannten Wegen unbeachtet in das Haus, durchirrte die mit Rauch erfüllten Zimmer, und fand endlich, was er suchte — Julien; aber besinnungslos auf dem Boden liegen. Rasch hob er sie von der Erde und trug sie hinaus ins Freie, nicht ohne große Gefahr, von den truppenweise um die Gärten gelagerten Negern entdeckt zu werden, bis in das nahe Wäldchen, wo er seine Bürde auf das Gras sanft niederlegte.

Die kühle, reine Luft, die Julien umwehte, bewirkte, daß sie in dem Augenblicke erwachte, als Zimeo sie aus den Armen ließ. Aber kaum hatte sich das Mädchen im Freien und fern von dem väterlichen Hause bemerkt, so schrie sie vor Entsetzen laut auf, und war nahe daran, in eine neue Ohnmacht zu fallen, da sie sich von den Mordbrennern gefangen und das Opfer grausamer Rachgier zu seyn wähnte. Zimeo suchte eifrigst die Angstvolle zu beruhigen und mahnte dieselbe zur Stille, weil sie sonst sich und ihn unglücklich machen würde. »Ich bin ja Zimeo.« sagte er, »beruhigt Euch, Ihr seyd in Freundes Armen, ich bin der arme gute Zimeo, wie Ihr mich nanntet, bin der Neger, dem Ihr einst das Leben gerettet. Denn darum bin ich gekommen, an Euch zum Theile zu vergelten, was Ihr mir in reichem Maße Gutes gethan habt!«

Julie war nämlich schon als Kind nach Hamburg, dem Geburtsorte ihrer früh verstorbenen Mutter, geschickt und bei einer Anverwandten erzogen

worden; ihr Herz und ihr Verstand erhielt da die gehörige Richtung, sie wurde für alles Gute empfänglich, ihr Gefühl fein, ihr Sinn für Recht und Billigkeit groß. So ausgestattet mit den schönsten Eigenschaften eines edlen Gemüthes, war sie, auf Verlangen ihres Vaters, nach Domingo gekommen, um in ihrem Vaterlande durch eine reiche Heirath ihr Glück zu machen. Allein, sie verlebte hier die traurigsten Tage. Unmuth, Widerwillen, Schmerz hielt ihr Herz befangen bei dem täglichen Anblick der Martern, welche die unglücklichen Schwarzen zu erdulden hatten; oft weinte sie im Stillen bittere Thränen, weil sie zu schwach war, die Unmenschlichkeiten, die ihr eigenes Herz zerfleischten, abzuwehren. Wie oft sehnte sie sich nach dem schönen Europa zurück, wo man die Würde des Menschen nicht mit Füßen tritt, sondern in Jedem seinen Mitbruder liebt. Selten war sie heiter und froh; denn wollte sie auch manchmal durch Worte des Trostes und kleine Geschenke das gut machen, was die Härte ihres Vaters und seiner Aufseher verschuldete, so waren Vorwürfe und Drohungen der Lohn ihres Zartgefühles.

Einst wandelte sie, ihrer Gewohnheit nach, unfern des Landhauses auf den blühenden Feldern herum, da schallt plötzlich ein gellendes Geschrei, vermischt mit Stöhnen und Wehklagen, ihr ins Ohr. Sie richtet schnell ihre Schritte dahin, und sieht einen Neger ihres Vaters, wie er mit den Sclavenaufseher ringt, endlich ihn zu Boden wirft und mit einem Beile, das er ihm entreißt, einen gewaltigen Schlag auf den Kopf versetzt. Der Sclave will entfliehen, allein er wird von mehreren herzulaufenden Weißen sogleich

ergriffen, die ihn auch zur Stelle getödtet haben würden, wenn Julie sich nicht in ihre Mitte gestürzt, und die Wüthenden bewogen hätte, den armen Sclaven zu ihrem Vater zu führen, um ihn über den Vorgang der Sache erst zu verhören, eh' ein so grausames Vergeltungsrecht an ihm geübt würde. Dernieux aber, höchst entrüstet, ließ den Unglücklichen in ein Loch werfen, wo er weder stehen noch sitzen konnte, sondern beständig liegen mußte, so daß er durch Hunger, Hitze und verpestete Luft elend hätte umkommen müssen, wenn die mitleidsvolle Julie nicht seine Wächter bestochen, ihm stärkende Speisen gebracht, und, weil alle Bitten bei ihrem Vater um seine Begnadigung vergeblich gewesen, ihm die Gelegenheit zur Flucht verschafft hätte.

Kaum war Julie durch Zimeo's Worte ihrer wieder mächtig, so rief sie angstvoll um sich blickend, aus: »Mein Vater, wo ist er? ach, er ist zu Grunde gegangen! O wäre auch ich umgekommen!« — Ein Thränenstrom unterdrückte ihre Worte. »»Euer Vater?«« versetzte mit dem Ausdrucke der Gleichgültigkeit Zimeo, »»weder Ihr, noch die Welt verliert an ihm etwas, laßt ihn!«« — »Ach,« versetzte Julie jammernd, »bringe mich wieder zurück in die Gluthen, ich danke dir für meine Rettung nicht, denn mein Vater stirbt in den Flammen!« — »»Aber die ganze Welt wird sich freuen, daß ein so böser Mann von ihr hinweggenommen ist.«« — »Zimeo« erwiderte mit wehmüthiger Stimme Julie, »er ist mein Vater!« — »»Ich versteh Euch,«« brummte Zimeo, durch den klagenden Ton ihrer Worte ge-

troffen, »»es sei denn; für Euch!«« Somit floh er pfeilschnell zurück, drang in das brennende Landhaus, über glimmende Balken und Trümmer, durchlief von Neuem alle Gemächer, wo er mehr als einmal in Gefahr zu ersticken war, bis er endlich den alten Dernieux fand, der in Kurzem seinen Geist aufgegeben haben würde, wenn Zimeo nicht jetzt ihn aus den heißen Qualm und Rauch gezogen hätte; denn kaum war er mit dem Besinnungslosen auf dem Arme hinausgekommen, so stürzte hinter seinen Rücken ein großer Theil des Hauses unter dem Jubelgeschrei der Kannibalen ein. So sehr der gute Neger sich beeilte, so wurde er doch noch von einem herabstürzenden Balken auf dem Rücken verwundet, ehe er mit seiner Beute das Freie ganz erreichen konnte! Hier ward er, da der Schmerz der Wunde ihn im Forteilen hinderte, von einigen Negern bemerkt, die ihn mit Flintenschüssen so lange verfolgten, bis sie ihn im Gehölze aus dem Gesichte verloren, wo er mit seiner Last erschöpft vor Julien niedersank.

Bald aber ermannte er sich wieder, und erhob sich vom Boden. »Fort!« sagte er, »fort nach der Stadt; wir sind auch hier nicht sicher!« Nun schleppte er den halbtodten Alten, von Julien unterstützt, so schnell es gehen konnte, durch das Gehölz gegen die Stadt. Dernieux hatte hier einen Bruder, nach dessen Hause Julie verlangte. Wie erschrack sie aber, als sie die Wunden ihres Retters, und auch ihren Vaters bluten sah; denn durch die Flintenschüsse der Neger waren Beide getroffen worden. Nur mit Mühe erreichten sie das Haus

ihres Oheims, der für ihr Leben gezittert hatte. Aber kaum hatten die drei Unglücksgefährten die rettende Schwelle des Hauses betreten, so stürzte Zimeo, der eine gute Strecke nur mehr fortgeschwankt, und dessen Wunden tödtlich waren, — sterbend zu Juliens Füßen nieder.

Der edle Neger, ein Opfer der Dankbarkeit und Feindesliebe gestorben, beschämte viele seiner weißen Mitbrüder, die von Eigennutz oder Ehrgeiz bewogen, nicht nur gegen Feinde, sondern oft sogar gegen Jene, welche die Bande des Blutes oder heilige Pflichten an sie ketten, treulos und undankbar handeln.

Julie konnte sich über den Tod ihres biederen Retters niemals beruhigen; selbst Dernieux, der nur eine leichte Streifwunde am Arme erhalten, und sich bald erholt hatte, äußerte gegen seine sonstige Härte, Mitleid und Trauer. In Hamburg aber, wohin nun die ganze Familie sich wegen des wachsenden Aufstandes der Schwarzen einschiffte, ließ Dernieux, auf Juliens Bitten, auf dem Landgute, welches er angekauft, dem edelmüthigen Zimeo eine Denksäule mit folgender Aufschrift errichten:

Dem Edelmüthigsten seiner Nation
für Feindesliebe und Selbstaufopferung
gebracht
von der Hand ewiger Dankbarkeit.

Text: Wer Jemanden mit einem eisernen Werkzeuge verletzt, daß er stirbt, der ist ein Mörder, und soll am Leben bestraft werden.

Num. 35. 16.

Das Gerippe*).

Glück ist ohne Frieden nicht.

Müllner's Schuld. 1. A.

Der ewige Landfriede war eben in ganz Deutschland verkündet, und dessen Aufrechthaltung durch ein allgemeines Reichsgericht und durch die schärfsten Verordnungen von Seite des römisch-deutschen Kaisers gesichert worden, als unweit des Schlosses Thornheim, am Ende des dazu dienstpflichtigen Dorfes, ein fremder, junger Mann sich ansiedelte, der sich Robert nannte, außer einem Diener, den er mitgebracht, und einer alten Magd aus dem Dorfe, Niemanden um sich duldete, und von dem Niemand wußte, wer er sey und woher er gekommen. Es lag ungemein viel Geheimnißvolles in dem Betragen des Fremden, das Mitleid und Grauen zugleich einflößte; nur selten trat er aus seinem, mit Gärten umfangenen Häuschen, dessen Fenster durch dichte Gardinen gegen die Blicke der Neugierde verhüllt waren; und wenn er erschien, zeigten sein trüber Blick und seine blassen, eingefallenen Wangen geheime Seelenleiden.

*) Hierzu das Titelkupfer.

Der Gutsherr von Thornheim und sein Schloß-kapellan bemühten sich, der Ursache seines geheimniß-vollen Charakters auf die Spur zu kommen, und such-ten ihn unter allerlei Vorwand in ihre Gesellschaft zu ziehen. Einst machten ihm Beide den Vorschlag, eine kleine Wanderung nach den nahen Gebirgshöhen mit ihnen zu unternehmen. Nur äußerst schwer war er zur Einwilligung zu bewegen. Auf dem Wege lenkte der Kapellan absichtlich das Gespräch auf sehr erheiternde Gegenstände, und der joviale Gutsherr unterließ nicht, durch Scherz und Witz den Sonderling zu er-heitern, allein vergebens; kein Lächeln blühte auf seinen Lippen. Man war auf der Spitze des höchsten Bergrückens angekommen, an dessen jenseitigem Fu-ße ein weites Thal, ausgeschmückt mit allen Reizen der üppigen Natur, sich erstreckte und die Aussicht in die weite Ferne bot; ein dunkel glänzender Fluß schlängelte sich in wunderlichen Krümmungen durch die abwechselnd grün und gelb colorirten Saaten, bald sichtbar, bald verborgen unter den Bäumen und Ge-büschen, die seine Ufer umschatteten; hier und da zeigten sich unter dem Laubdache der Bäume ländliche Wohnungen, auf den begränzenden Bergen weideten durch blumenbesäete Wiesen Herden von Rindern, und lustig erscholl von den Höhen der Kuhreigen. Ein süßer Zauber lag über der Gegend, der das Herz er-weiterte, und das Gefühl, das edle, bis zur Begei-sterung steigerte. Lange irrten die Blicke Aller auf der malerischen Landschaft und tranken in vollen Zü-gen das Entzücken, das die wunderliebe Natur bot. Aus Robert's Brust drängten sich laute Seufzer und seinen Lippen entschlüpfte der Ausruf: »Ach, wie

ist mir hier so wohl!« Der Capellan ergriff sogleich die Gelegenheit, die Rede auf seinen krankhaften Gemüthszustand zu lenken; Robert sah ihn einige Augenblicke starr an, verstummte und eilte schnellen Schrittes voran seiner Wohnung zu. Er blieb viele Tage verschlossen, und als er wieder hervortrat, las aus seinem verstörten Aeußern Jedermann den furchtbaren Sturm, der in seiner Seele gewüthet hatte.

Es trieben sich verschiedene Gerüchte von diesem sonderbaren Manne herum, der die Hütten der Armen aufsuchte, Thränen trocknete durch Thaten der Milde, und Wohlthaten mit freigebiger Hand den Dürftigen spendete, aber selbst vom Unglücke schwer gedrückt schien. Aller Herzen schlugen ihm dankbar entgegen; allein während man seinen wohlthätigen Sinn liebte, betrachtete ihn Jung und Alt nicht ohne geheimen Grauen.

Bald ereignete sich ein Umstand, der helleres Licht über dieses Mannes seltsames Betragen verbreitete. Den Gutsherrn besuchte einst ein Jugendfreund, welcher als Arzt in einer, mehrere Stunden entfernten Hauptstadt lebte, und sich viel mit Heilversuchen der Wahnsinnigen beschäftigte, daher auch eine Art Irrenanstalt errichtet hatte. Robert, der wegen seiner vielseitigen Kenntnisse und um ihn, wie man vermuthete, zu erheitern, immer in die Gesellschaft gezogen ward, äußerte den Wunsch, da einst des Doctors Irrenanstalt zur Sprache kam, dieselbe zu besehen. Der Gutsherr staunte nicht wenig, von seinem seelenkranken Gaste einen so sonderbaren Wunsch zu vernehmen, und in der Hoffnung, vielleicht bei der Gelegenheit einige Aufschlüsse über dessen räthsel-

haften Gemüthszustand zu erhalten, beschloß man gemeinschaftlich den Doctor nach der Stadt zu begleiten.

Letzterer zeigte seinen Freunden alle Theile des Gebäudes, machte sie mit seinen Versuchen in der Heilmethode und allen dazu benöthigten Hülfsmitteln bekannt, und erklärte ihnen den Krankheitszustand jedes einzelnen Irren. Robert blieb ruhig, äußerte wohl Mitleid und Theilnahme, ohne jedoch sehr erschüttert zu werden, bis sie endlich zu einem Mädchen kamen, dessen Züge ihm auffallend bekannt schienen, weßwegen er ihre Geschichte besonders zu wissen verlangte.

»Diese Unglückliche,« erzählte der Arzt, »ist die einzige Tochter eines Goldschmiedes, der alles, was in seinem Vermögen lag, anwendete, ihr von Natur edles Herz, durch weitere Bildung noch mehr auszustatten. Ein Kaufmann derselben Stadt, ein junger, wohlgebildeter Mann, dem selbst Uebelgesinnte und Neider den Ruhm der Unbescholtenheit nicht versagen konnten, bemerkte des Mädchens treffliche Eigenschaften und hielt bei dem Vater um ihre Hand an. Der Vater konnte einem so anerkannt biedern Manne seine Einwilligung nicht versagen, und bald schlugen auch die Herzen der Verlobten in heißer Liebe für einander, da überall ihre Gefühle und Gesinnungen freundlich sich begegneten; sie schienen ganz für einander geschaffen, und sahen mit Sehnsucht dem Tage der Vermählung entgegen, der sie für immer vereinigen sollte. Allein im Buche der Vorsehung stand es anders geschrieben. Ein junger Ritter in der Nähe hatte unter allerlei Vorwand Zutritt im Hause des

Goldschmiedes gefunden, und suchte der blühenden Tochter Gunst zu erlangen; allein ihr Herz gehörte dem jungen Kaufmann; der Ritter wurde verschmäht; zudem schien ihr die Ungleichheit des Standes ein unübersteigliches Hinderniß einer Verbindung, weßhalb ihn auch der Vater des Mädchens bat, seine fruchtlosen Bewerbungen aufzugeben. Derselbe ließ sich aber nicht irre machen, und suchte durch Vorstellungen und Versprechungen Vater und Tochter für sich zu gewinnen, bis endlich der bereits erklärte Bräutigam ihn nachdrücklich ermahnte, das stille Glück zweier Verlobten nicht zu stören, weil er sonst Gewalt durch Gewalt abzuhalten gezwungen sei, oder des Gerichtes Beistand aufrufen müsse. Diese Worte brachten das rasche Blut des Ritters in volle Wallung, es kam zum Wortwechsel, und da der Bräutigam dabei durch einige Gesten zeigte, daß er physische Kraft genug besitze, dem Ungestümen die Thür zu weisen, zog jener, vor Zorn glühend, plötzlich das Schwert, und stieß es dem begünstigten Nebenbuhler durch die Brust. Der Mörder entfloh. Die Braut sank von einer Ohnmacht in die andere; dann raſete sie, eilte herbei, umklammerte krampfhaft den Leichnam, und konnte nur mit Gewalt abgehalten werden, sich nicht mit dem Geliebten in's Grab zu stürzen. Lange währte ihre Raserei, bis sich der Schmerz in stille Trauer und sanfte Thränen auflöſete. Man hoffte nun auf Beruhigung ihres Gemüthes, hatte sich aber getäuscht; denn bald ward Allen die schreckliche Gewißheit, daß Wahnsinn ihren Geist befangen. Alle ärztliche Hülfe ward zu ihrer Herstellung angewendet; aber alle Versuche blieben frucht-

los. Man bewirkte höchstens, daß die Krankheit einen ruhigern Charakter annahm, der auf die Umgebenden einen weniger erschütternden Eindruck machte. Man pflegte sie lange mit Sorgfalt, und um nichts zu versäumen, was vielleicht zur Verbesserung ihres kläglichen Zustandes beitragen könnte, überbrachte man sie außer Land in meine Anstalt.«

Der Arzt trat nun näher zu der Kranken hinzu. Diese, die bisher mit thränenvollem Blicke vor sich hingesehen hatte, sprang plötzlich auf, erhob drohend ihren Finger und rief gegen die Gesellschaft: »Mörder, gib mir meinen Bräutigam!« So pflegte sie in ihrem Wahnsinne allezeit zu rufen, wenn Jemand nahe an sie hintrat. Robert war während der Erzählung öfters erblaßt, seine Knie wankten, und nur mit Mühe konnte er sich aufrecht erhalten. Jetzt, bei diesen Worten der Wahnsinnigen, stürzte er mit dem Schrei: »Großer Gott, ich bin verloren!« bewußtlos auf den Boden hin.

Es währte lange, bis er wieder zum Leben konnte gebracht werden; dann verfiel er in eine Fieberhitze, in der er wüthete, stets von Blut und Tod sprach, und sich als Mörder anklagte. Der Arzt pflegte in seinem Hause des Kranken mit aller Sorgfalt, und verhinderte den Zutritt jedes Fremden, da die im Fieber gesprochenen Reden nur zu deutlich die Gewißheit eines von ihm verübten Mordes gaben, und die Ursache seines düsteren Charakters klar beleuchteten. Sein Zustand war sehr bedenklich, und lange schwebte er in Todesgefahr. Als die Krankheit sich minderte, ward er wieder nach dem Dorfe in seine Wohnung gebracht, wo der Schloßcapellan, durch

Worte des Trostes und der Theilnahme, sein sinkendes Herz aufzurichten suchte, und ihm bei allmähliger Genesung mit Vorsicht und Schonung das im Delirio Gesprochene erzählte, mit der Versicherung, wenn er sein Vertrauen ganz ihm schenke, und seiner Leitung als Seelenarzt sich überlassen wolle, die verlorne Ruhe ihm wieder zu verschaffen. Wild rollende Blicke schoß Robert bei dieser Aeußerung auf seinen theilnehmenden Freund, und gab nicht undeutlich zu verstehen, wie lieb ihm desselben Entfernung sei.

Nach einigen Tagen schickte Robert selbst nach ihm. Er erscheint, und siehe da, das ganze Haus leer, der Diener abwesend, der Herr nirgends zu sehen! Beim genauen Umblick gewahrt er eine kaum merkbar geöffnete Tapetenthür und aus derselben ein leises Stöhnen und Aechzen. Er horcht, klopft leise, dann stärker; aber keine Antwort. In der Meinung, es sei ein Unglück geschehen, öffnete er schnell die Thür; aber welch ein grauenhafter Anblick bietet sich ihm dar! Die Haare sträubten sich ihm empor, es bebten alle Glieder, der Fuß hing wie angewurzelt am Boden. Einen Kasten sah er geöffnet, in demselben aufrecht stehen — ein Todtengerippe, und vor demselben Robert auf den Knien, das Gesicht zur Erde gebogen, in der Hand einen langen Dolch haltend. Nach einer Pause erhob sich Robert und rief gegen das Gerippe mit hohler, banger Stimme: »Auch hier hörst du nicht auf, mich zu verfolgen; auch hier stellst du blutig grinsende Bilder vor mein Angesicht. Wohlan, du sollst dein Opfer haben!« Nun sprang er auf, und zückte den Dolch zum

Stoße nach der Brust. Der Capellan umfing ihn schnell vom Rücken und entwand ihm den Dolch. Robert ward todtenbleich, zitterte und stotterte, scheu herumblickend. »Wie kommt Ihr hieher? Noch habe ich Euch nicht vermuthet.« Jener hatte kaum geantwortet, so ergriff ihn Robert bei der Hand und sprach im furchtbar feierlichen Tone: »Was Ihr hier gesehen, was Ihr noch höret, Herr, gelobet mir, bei Allem was Euch heilig ist, es als ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Ja, ich bin der Mörder des unglücklichen Bräutigams, bin's, der das unschuldige Mädchen in den Abgrund des Elends gestürzt, bin jener Ritter, von dem der Arzt erzählt, aber« — fuhr er gelassen fort, »bin auch ein bedauernswerther Mann, der Euer volles Mitleid verdient. Höret weiter. Kaum hatte ich die That vollbracht, so erfüllte Reue und Angst die bange Brust, ich floh, um dem wachsamen Friedensgerichte zu entgehen; doch dem inneren Richter entging ich nicht. Ich irrte eine Zeitlang in fernen Gegenden umher, suchte Zerstreuung, und fand nur Qual. Endlich schrieb ich reuig an meinen Vater, und bat ihn um Vermittlung höhern Orts, hinsichtlich meiner Rückkehr. Bald erhielt ich einen Brief und einen Reisekoffer. Er schrieb mir, da ich seine Ehre und die alten rühmlichen Ahnen durch Verbrechen geschändet, dürfe ich es nie mehr wagen, vor sein Angesicht zu treten; doch habe er in einer ausländischen Bank so viele Capitale angelegt, daß ich gegen alle Bedürfnisse gedeckt wäre. Ich öffnete den Koffer; Gott, wie schauderte ich zurück, als ich in demselben dieses Todtengerippe erblickte und in ei-

nem dabei liegenden Zettel las: Das Bild des Erschlagenen, dessen Gebeine ich dir sende, und mein Fluch mögen bis an's Ende des Lebens dich verfolgen. — Das Bild des Erschlagenen verfolgte mich auch bis zur Stunde. Die Gebeine wollte ich sogleich beerdigen, aber eine geheime Macht hielt mich zurück, und zwang mich, dieselben mit mir für meine Unthat zur Strafe herumzuführen. Nirgends fand ich Ruh und Rast; überall war Angst und Schrecken hinter mir her; hier erst, in diesem freundlichen Thale, in diesem stillen Dörfchen, wo Niemand mich und mein Verbrechen kannte, und der angenommene Name Robert mich vor jederweitigen Nachforschung sicherte, ward ich wieder heiterer, bis der auf mir lastende Fluch die unglückliche Braut mir vor die Augen führte. — Herr, habt Mitleid mit einem vom bösen Gepeinigten, welcher der Verzweiflung Preis gegeben ist.«

Der Capellan bemühte sich ihn zu beruhigen, und stellte ihm die schwere Sünde des Selbstmordes mit so lebendigen Farben dar, daß Robert gerührt, in Thränen ausbrach, und seinem Freunde feierlich versicherte, alle Leiden standhaft zu tragen, bis der Himmel selbst ihn abrufe aus diesem martervollen Daseyn; auch die Gebeine versprach er beerdigen zu lassen. Nach einigen Tagen wollte ihn jener mit dem Gutsherrn wieder besuchen; aber, seltsam genug, Robert war fort, das Haus wie ausgestorben, und aus allen Nachforschungen nur zu erfahren, daß man zur Nachtszeit habe Effekten fortschaffen gesehen, und daß jener nebst einem doppelten Miethzins, die Meubels dem Besitzer des Häuschens als Geschenk über-

lassen habe. Beide waren ungemein betrübt hierüber; denn sie fürchteten sehr für den unglücklichen Mann.

Nach einem Jahre ungefähr, als eben die unglückliche Braut, die am Zehrfieber gestorben war, sollte begraben werden, kam ein fremder Mann zu den Todtengräber, und bot ihm eine Summe Geldes, wenn er ihm die Leiche dieses Mädchens überließe, weil dieselbe in einer fernen Gegend in einem kostbaren Grabmale sollte beigesetzt werden. Der Todtengräber, höchlich verwundert über dieses seltsamen Ansuchen, gab den Bitten des Fremden, durch den Glanz des Geldes geblendet, nach, und überließ ihm den Sarg mit dem Leichnam, welchen jener auf einen bereit stehenden Wagen schob, und zur Nachtszeit davon fuhr. — Der Fremde war Roberts vertrauter Diener; er hatte von Zeit zu Zeit von dem Befinden der Unglücklichen Erkundigungen eingezogen und beschloß, als er von ihrem Tode hörte, die irdischen Ueberreste derselben seinem Herrn zuzuführen, um dem Bejammernswerthen dadurch vielleicht mehr Beruhigung zu verschaffen.

Robert hatte in einer fernen Gegend, wo er abermals einen fremden Namen sich beilegte, sich ein kleines Landgut gekauft, und auf demselben in einem dunklen Gärtchen ein Grabmal errichten und des Erschlagenen Gebeine in einen großen steinernen Sarg beisetzen lassen; in eben denselben Sarg legte er auch die irdischen Reste der Braut, um Beide im Tode zu vereinigen, da er sie im Leben getrennt hatte.

Täglich, es mochte freundlich der Tag ihn anlächeln oder Sturm und Regen ihn umschauern, besuchte er die Grabstätte, bekränzte sie mit Blumen und

lag oft stundenlang mit ausgebreiteten Armen bethend vor derselben, rief die Entseelte um Gnade und Erbarmen für ihren Mörder an, und badete nicht selten mit seinen Thränen den Ort der Ruhe. So trieb er's durch mehrere Jahre; sein treu ergebener Diener mußte ihn oftmal mit Gewalt hinwegziehen und ihn nöthigen, Nahrung zu sich zu nehmen. Einst an einem düstern Herbstabende war er, seiner Gewohnheit nach, wieder zum Grabmale gegangen, aber dießmal blieb er länger als sonst; schon war es Nacht geworden, er war nicht zurück. Da ergriff der Diener eine Lampe, und eilte bangen Herzens hin zum Lieblingsorte seines Herrn; die Nachtluft umwehte ihn kalt, und Schauder durchzog seine Glieder; er findet seinen Herrn — todt neben dem Sarge liegen; die Arme hatte er um denselben geschlungen und das Haupt war auf dem Deckel herabgesunken. Er hatte seine Leiden ausgerungen neben der Asche der Verklärten, nachdem er seine Schuld durch tausendfache Schmerzen und Unruhe abgetragen, durch tausend Seufzer und Thränen abgewaschen hatte. Er wurde, nach seiner letztwilligen Anordnung, in eben dem Grabmale beigesetzt, und ein Leichenstein deckt den Eingang zur Ruhestätte der drei Unglücklichen, umsäuselt von Trauerweiden und Cypressen.

Text: In Werken und Worten und jeder Geduld ehre deinen Vater, damit der Segen von Gott über dich komme.

Eccles. 3. 9.

Das Wiedersehen.

Verzweifle Keiner je, dem in der trübsten Nacht,
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden.

Wieland.

Der Pächter Ehrlich saß unter dem blühenden Birnbaume seines Gärtchens, und genoß seinen Morgenimbiß das erste Mal wieder im Freien der sich verjüngenden Natur; seine Ehehälfte, Gertrude, ging geschäftig ab und zu, und freute sich heimlich über ihres Alten Frohsinn, der so sichtbar auf seiner Stirn thronte; da trat der Verwalter herzu, und forderte mit Ungestüm die dreihundert Thaler zurück, die er dem Pächter geliehen hatte, und drohte ihn noch heute aus dem Hause zu jagen und alle seine Habseligkeiten wegzunehmen, wenn bis Nachmittag die Schuld nicht bezahlt würde. Alles Bitten, alle Vorstellungen waren umsonst. Der Verwalter wiederholte seine Drohung, da der letzte Termin schon vor acht Tagen abgelaufen sei.

Die beiden guten Leute befanden sich in der größ-

ten Verlegenheit. Ihr Sohn, Wilhelm, auf den sie ihre ganze Hoffnung setzten, sollte wohl in diesen Tagen aus der Fremde ankommen; aber der Verwalter forderte sein Geld schon heute; und da er als ein herzloser Mann allenthalben bekannt war, so fürchteten sie das Schlimmste. Wie aber dann erst, wenn ihre Hoffnung zu Wasser würde, und Wilhelm wohl käme, aber keine hinlängliche Baarschaft mitbrächte? Schweigend warf sich Ehrlich in seinen Sorgenstuhl, faltete die Hände gegen Himmel und sah voll Unruh' und Angst dem drohenden Ungewitter entgegen.

In früheren Jahren befand sich Pächter Ehrlich in blühenden Umständen; aber durch Unglücksfälle mancher Art war er, wider Verschulden, in Armuth gesunken. Er mußte die Meierei, die er gepachtet hatte, aufgeben, und lebte schon mehrere Jahre, unweit seines ehemaligen Pachtgutes, in einem Dörfchen, wo er ein kleines Bauernhaus besaß und von dem Reste seines Vermögens, sich sammt seinem Weibe kärglich das Leben fristete.

Den letzten Stoß hatte Ehrlich seinem Vermögen durch die höhere Bildung gegeben, die er seinem einzigen Sohne Wilhelm zu verschaffen suchte. Dieser entwickelte schon frühzeitig eine ungemeine Fähigkeit zur Zeichen- und Malerkunst; darum hatte ihn der Vater, damals noch in guten Vermögensumständen, nach der Stadt geschickt, wo Wilhelm durch anhaltenden Fleiß es so weit brachte, daß er mehrmal den Preis errang. Er begann nun durch seine Kunst, besonders die Malerei, sich selbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen; allein, sollte er wahrhaft Großes

leisten, wozu er alle Anlagen entwickelte, so mußte er reisen. Er eröffnete seinem Vater diesen Wunsch, und dieser, der damals schon das Dorf bezogen, aber seiner Familie immer noch die wahre Beschaffenheit seines Vermögens verheimlicht hatte, willigte auch jetzt noch gern in jeden Wunsch seines Sohnes, der sein künftiges Wohl befördern konnte.

Aus Mangel an dem nöthigen Gelde borgte er fünfhundert Thaler vom Verwalter, und verschrieb ihm dagegen das Haus. Das Geld, sammt seinem väterlichen Segen, gab er dem geliebten Jüngling, und entließ ihn so in die Welt, losgerissen von dem blutenden Vater- und Mutterherzen. Von dieser Zeit an waren die beiden Alten sehr trübsinnig; und nur selten, wenn ihr Sohn ihnen schrieb, welche Fortschritte in der Kunst er gemacht, oder welche Freunde er gewonnen, drang durch den Nebel ihres Grames ein Strahl der Freude in ihr Herz.

Wilhelm, ein Jüngling von ungefähr 18 Jahren, trat freudig, mit den besten Hoffnungen im Herzen, seine Wanderung an. Ihn belebte das volle Vertrauen, daß, wer recht handle, und Fleiß und Thätigkeit nicht spare, auch Segen ernte. Er ging zuerst nach Italien, hielt sich in Rom und Neapel längere Zeit auf, und fand nicht bloß Gelegenheit alles Merkwürdige zu sehen, sondern auch Zutritt in den angesehensten Häusern zu erlangen; überall schätzte man den jungen Maler, der, mit außerordentlicher Liebe und Fähigkeit für seine Kunst, auch einen sittlichen Charakter verband, wie er bei einem solchen All-

ter, wenn es sich ganz überlassen ist, äußerst selten gefunden werden mag.

Seine Reisen machte er meistens zu Fuß, um alles, was ihm Sehenswerthes vorkam, nach der Natur aufnehmen zu können. Mit einem tüchtigen Degenstocke, und seinem Zeichnungsportefeuille versehen, durchwanderte er die entlegensten Gegenden. — Einst traf es sich, daß er auf der Rückreise von Neapel sich von der Heerstraße abwandte, um eine von Fern erblickte Gegend, die ihn anzog, zu zeichnen. In seinem Eifer merkte er nicht, daß er weiter vom Wege abkam, als er Anfangs wollte; um nun zur Straße wieder einzulenken, mußte er durch einen kleinen Wald, der am Fuße der Abruzzen sich hinzog. Plötzlich hörte er in einiger Entfernung in dem Walde ein Getöse, und den Angstruf eines Bedrängten. Ohne erst zu überlegen, ob ihm nicht selbst Gefahr erwachsen könne, eilt er dem Rufe zu und erblickt einen Mann, der, gelehnt an einen Baum, sich gegen vier Räuber vertheidigte; zu den Füßen des Angegriffenen lag bereits Einer im Blute schwimmend, auch der Arm des Fremden schien mit jedem Hiebe zu ermatten. Sogleich zieht Wilhelm seinen Degenstock, fällt die Räuber, die sein Herannahen nicht merkten, plötzlich vom Rücken an, und durchbohrt den ihm nächsten. Die Räuber stutzen; der Fremde faßt durch diese unerwartete Hilfe neuen Muth und neue Kraft, dringt nun heftiger gegen die Räuber, die bald darauf die Flucht ergreifen.

»Junger Mann,« rief nun der Fremde, »wer Sie auch seyn mögen, lassen Sie uns aus dem Walde eilen, ehe die Räuber verstärkt wieder zurückkeh-

ren; eine halbe Stunde von hier ist ein Dorf, wo mein Diener mich erwartet; dort sind wir sicher, dahin lassen Sie uns so schnell als möglich eilen.« Jetzt erst bemerkte der Fremde, daß er verwundet sei, und mit jedem Augenblicke matter werde; Wilhelm verband ihn, so gut es gehen mochte, und schleppte ihn mit sich fort.

Am andern Morgen ließ der Fremde sich in das nächste Städtchen bringen, und Wilhelm mußte versprechen, bis zu seiner Genesung bei ihm zu bleiben. Auf seine Bitte erzählte Wilhelm demselben mehreres von seiner Herkunft, Beschäftigung, von seinen Reisen, und Alles, was sich mit ihm seit der Abreise aus dem Vaterlande zugetragen hat. Der Fremde nahm viel Antheil daran; er erklärte sich ihm endlich als Landsmann, aus der Residenz von Wilhelms Vaterlande, den theils Geschäfte, theils die Lust, fremde Länder zu sehen, auf Reisen herumtrieben; auch er finde Geschmack an schönen Gegenden und malerischen Ansichten; bei einer solchen Gelegenheit wäre er die sichere Beute des Todes geworden, wenn nicht ein schützender Engel Wilhelms Fuß herzugeleitet hätte. Nach einigen Tagen war der Verwundete so weit hergestellt, daß er seine Reise fortsetzen konnte. Er nahm von Wilhelm freundschaftlich Abschied, drang ihm einen kostbaren Ring auf, und gab ihm den Auftrag, nach ungefähr zwei Jahren, wenn er in sein Vaterland wieder zurückgekehrt wäre, unter dem Namen »Kaufmann Wallberg« bei dem Banquier Lefleur in der Residenz nach ihm zu forschen, damit er dann Gelegenheit hätte, seinem Retter werkthätig zu danken.

Mit gerührtem Herzen schied Wilhelm von diesem Manne. Er reisete nun heimwärts, hielt sich jedoch zu Florenz noch einige Zeit auf, und durchwanderte die Schweiz; bereicherte sich auch hier mit mancherlei Ausbeuten seiner Kunst, und gab nun seinen Eltern, die für sie frohe Nachricht, daß er mit kommenden Frühjahre in ihre Arme zurückzukehren hoffe.

Der Nachmittag, der dem alten Pächter Ehrlich zur Bezahlung seiner Schuld bestimmt wurde, war gekommen, und der Verwalter schickte sich eben an, den Pächter zum zweiten Male zu besuchen. Da erblickte er auf der Straße nach dem Dorfe einen Fremden, der ihm ein Reisender schien, denn ein zierliches Reisebündel war auf seinen Rücken geschnallt, ein großes Portefeuille trug er unter dem Arme und einen dicken Degenstock an der Hand; das ganze Aeußere aber verrieth nichts weniger, als einen gemeinen Wandersmann. Der Verwalter ging auf ihn zu, und erkannte sogleich an dem Reisenden den Sohn des Pächters. Mit verstellter Freundlichkeit bewillkommte er ihn, befragte ihn um Verschiedenes über seine Reisen. Auf diese Weise waren Beide bis nahe an das Haus des Pächters gekommen. Da rief der Verwalter plötzlich und blieb stehen: »Sie werden wissen, daß Ihr Vater von mir 500 Thlr. geborgt hatte; ich glaube, es war gerade damals, als sie in die Fremde gegangen.« »»Davon weiß ich kein Wort,«« versetzte Wilhelm. »Nicht?« sagte der Verwalter, »wohl möglich, thut aber gar nichts zur Sache. Zweihundert Thaler zahlte er mir vor zwei Jahren

zurück, indem er deßhalb, seinen Acker verkaufte; aber die noch rückständigen 300 Thlr. muß er heute bezahlen, heute; oder, weil er nicht zahlen kann, sogleich aus dem Hause wandern.«

Diese Worte waren ein Donnerschlag für Wilhelm's Herz. Mit zitternder Stimme fragte er, ob dieses Wahrheit oder nur Scherz wäre. Mit Kälte erwiederte der Verwalter, für Männer seines Amtes zieme sich's nicht, in solchen Dingen zu scherzen. Wilhelm versuchte nun, durch Bitten, durch flehende und drohende Worte den Verwalter zum Aufschub zu bewegen; allein dieser beharrte auf seinem Rechte, und schützte den Umstand vor, daß der Gutsherr noch heute erwartet werde, und daß er, diesem zu Ehren, Feierlichkeiten veranstalten müsse, wozu er Baarschaft bedürfe. »Kann Ihr Vater nicht zahlen,« sagte er, »so habe ich schon einen Mann ausfindig gemacht, der mir die 300 Thlr. sammt den, seit 5 Jahren fälligen Intressen für diese Hütte gleich bar bezahlt. Endlich, junger Herr, wozu das Alles! Ihr Vater erwartet Hilfe von Ihnen, aber nicht durch bloße Worte, sondern durch Geld.« — »»Geld habe ich nicht,«« versetzte Wilhelm, »»aber — wenn Sie diesen Ring und das Portefeuille für die Schuld indessen als Sicherstellung annehmen wollen, so will ich mich bestreben, so schnell als möglich durch meine Kunst so viel zu verdienen, daß ich die Summe bezahlen kann.««

Mit Staunen betrachtete der Verwalter den kostbaren Ring; gab ihn aber sammt den unbesichtigten Zeichnungen wieder zurück und versetzte kalt, dadurch bekäme er augenblicklich doch kein Geld, dessen er

jetzt so sehr bedürfe. »Aber« fuhr er boshaft lächelnd fort, indem er Wilhelm vom Kopf bis zum Fuße maß, »ich sehe, Sie meinen es gut mit Ihren Aeltern, gehen Sie hin auf's Schloß, dort liegt ein Korporal auf Werbung, der gibt 100, auch 120 Thlr. Handgeld, — ein hübsches Sümmchen, — den Ring nehme ich um 200 Thlr., — und es ist uns Allen geholfen.« »»Wie meinen Sie das?«« schrie Wilhelm. »Werden Sie Soldat; ich meine es gut, Sie sind Künstler, Sie werden bald Officier seyn, und mir's noch danken, daß ich Ihnen also gerathen!«

Wilhelm war über den Antrag des Verwalters entrüstet; im ersten Augenblicke legte er die Hand an den Griff des Degen; doch besann er sich bald, und als ihm einfiel, daß sein Vater von ihm Hilfe erwarte, daß derselbe durch ihn in dieses Elend gerathen, nahm er seine ganze Seelenkraft zusammen, warf einen Blick unaussprechlicher Wehmuth auf die väterliche Wohnung, und — folgte dem Verwalter auf das Schloß.

Mittlerweile war es im Dorfe kund geworden, daß der Sohn des Pächters angekommen sei; man hatte ihn mit dem Verwalter sprechen, und auf das Schloß gehen sehen. Als diese Kunde auch zu des alten Ehrlich's Ohren drang, da konnten er und sein Weib nicht begreifen, was Wilhelm mit dem Verwalter früher zu verhandeln hätte, als mit ihnen. Beide eilten darum auf's Schloß, um ihren Sohn zu überraschen. Aber wer beschreibt den Schrecken der beiden Alten, als sie ihren Sohn in der Kleidung eines Rekruten vor sich stehen sahen, und den ganzen Hergang der Sache erfuhren. Freude und

Sehnsucht nach Wilhelm hatte ihre Seele erfüllt, und nun, da sie ihn zu umarmen hofften, sollte er ihnen auf ewig entrissen werden. Die Mutter fiel in Ohnmacht, der Vater stand sprachlos, wie versteinert; dann zerraufte er sich sein Silberhaar, und Thränen rollten über des Greisen Angesicht.

Wilhelm selbst, des Trostes bedürftig, versuchte nun auf alle mögliche Art die geliebten Aeltern zu trösten; er stellte ihnen vor, daß auch dieser Stand ihm den Weg zum Glücke bahnen werde, daß Gottes Güte denjenigen segnet, der auf ihn vertraut und recht thut.

Als sie endlich nach langem Bemühen wieder so weit beruhigt waren, um, was zu thun, überlegen zu können, und Wilhelm zum Transport abgeführt werden sollte, gab er den Aeltern diesen Rath: »Fassen Sie Muth, noch ist nicht Alles verloren; eilen Sie in die Stadt, fragen Sie bei allen Banquiers, Kaufleuten — bei Allen, die Ihnen aufstoßen, nach dem Kaufmanne Wallberg; möglich, daß dieser Name erdichtet, und er selbst den Leuten unter dieser Firma ganz unbekannt ist, aber finden Sie auf was immer für eine Weise den Mann, den ich meine, dann ist mir und Ihnen geholfen. Er hat mir das Leben gerettet, ich habe sein Wort, daß er mir in keiner Lage Hilfe versagen werde, und er hält es gewiß. Hören Sie die Geschichte meiner Lebensrettung!«

»Ich befand mich in der Schweiz, als ich eines Tages an einem schönen Frühlingsmorgen hinausging in die Nähe des Gotthards, um daselbst die reizende Landschaft aufzunehmen. Plötzlich höre ich

über mir ein, dem Donner ähnliches Getöse, ich blicke empor und sehe eine Schneelawine, die, durch die lauen Frühlingslüfte losgelöset, gerade gegen mich zu rollt. Ich wollte fliehen, aber es war zu spät, sie erreichte mich und riß mich dem Abgrunde zu.

Als ich das verlorne Bewußtseyn wieder erhielt, befand ich mich in den Armen eines Mannes — o sein Bild wird nie aus meinem Gedächtnisse weichen! — desselben edlen Mannes, dem ich das Jahr früher auf der Reise in den Abruzzen einen Dienst zu leisten Gelegenheit hatte. Unser gegenseitiges Erstaunen war groß, als wir uns erkannten, und daß wir uns auf diese Weise wieder finden mußten. Er war mein Retter geworden. Er stand nämlich, wie er mir nachher erzählte, eine gute Strecke von mir, um die Aussicht zu genießen; er sah es, wie mich die Lawine bedeckte, und eilte, mir beizustehen. Glücklicher Weise bestand die Lawine mehr aus Schnee als aus Eis; zu dem scheint es, daß ein Paar Baumstämme und einige Eisstücke eine Art Dach ober mir bildeten, so daß ich von der Last des Schnees nicht erdrückt wurde. Mühsam zog mich mein Lebensretter hervor. Außer einigen kleinen Wunden kam ich ganz gut davon, verfiel aber dennoch in ein heftiges Fieber, wobei der edle Mann mein einziger Trost und meine Hilfe war. Er wich nie von mir, und bezahlte die gesammten Kosten der Krankheit. Ohne ihn wandelte ich nicht mehr unter den Lebenden!«

Reichlich flossen die Thränen der beiden Aeltern, alle Anwesenden bezeigten ihr Interesse an der Begebenheit; nur der Verwalter blieb gleichgiltig. Wilhelm fuhr fort: »Als ich genesen war, machte ich

in seiner Gesellschaft noch einige kleine Reisen, und überall bewies er sich liebreich und wohlthätig gegen mich. In Basel trennten wir uns, und beim Scheiden gab er mir den Auftrag beim Banquier Lefleur in unserer Residenz, unter dem Namen Wallberg, nach ihm zu forschen. Mein erstes Geschäft, als ich ankam, war daher, ihn aufzusuchen, aber der bezeichnete Banquier war gestorben, und sonst wollte Niemand von einem Kaufmanne Wallberg wissen. Weiter nachzufragen nahm ich mir nicht Zeit, um recht bald in Ihre Arme zu eilen; Sie, liebste Aeltern, sollen nun das für mich thun; forschen Sie in der Stadt, erzählen Sie meine Rettungsgeschichte, und — eine frohe Ahnung flüstert mir's zu — Sie werden ihn finden und in die Arme ihres glücklich geretteten Sohnes zurückkehren!«

Der Verwalter lächelte höhnisch, viele der Anwesenden schüttelten über diese zuversichtliche Aeußerung die Köpfe, und der alte Ehrlich wollte sich eben mit seinem Weibe, das bisher nicht zu weinen aufgehört hatte, anschicken, den Wunsch des Sohnes zu erfüllen, da erscholl es laut und vielfach durch das ganze Schloß: »Der Gutsherr, der gnädige Herr Graf!«

Der Graf, dessen Ankunft so eben gemeldet wurde, hatte erst vor einigen Jahren die Herrschaft, wo Ehrlich wohnte, durch frühere Verträge geerbt; da er jedoch immer auf Reisen war, so fand er bis jetzt keine Gelegenheit, sie zu besichtigen. Kaum war er aber zurückgekehrt, so kündigte er schriftlich dem

Verwalter an, daß er nächstens auf seiner Herrschaft erscheinen werde.

Beim Thore hatte der Graf erfahren, daß Militär auf Werbung im Schlosse sei; er begehrte dahin geführt zu werden, wo die Verhandlung gepflogen wurde. Er trat ein — aber welch ein Staunen aller Anwesenden, welches Entsetzen des Verwalters — als der Graf und Wilhelm, wie sie einander ansichtig wurden, sich einige Minuten lang schweigend ansahen, dann mit dem Ausrufe: »Mein Freund aus den Abruzzen!« — »Mein Retter vom Gotthardsberge!« sich in die Arme stürzten.

Der Graf war der Erste, der sich wieder besann; nun erst fiel ihm Wilhelms Soldatenkleidung und seine Anwesenheit im Schlosse auf. Wilhelm erzählte den Vorfall, und bat am Ende flehend um Vergebung, daß er die gebührende Achtung verletzt, und vom warmen Dankgefühle hingerissen, des Grafen Stand übersehen habe und an dessen Brust gesunken sei. Mit gerührtem Herzen drückte dieser den jungen Ehrlich an sich, und rief laut aus: »So edel haben Sie, junger Freund gehandelt? solcher liebevoller Sinn für Ihre Eltern belebt Sie? o wie dank' ich Gott, daß er mich im rechten Augenblicke hierher geführt, wo ich lohnen kann! Sie waren in den Abruzzen mein Retter, und achteten dabei die eigene Todesgefahr nicht; am Gotthardsberge habe ich nur zum Theile meine Schuld abgetragen, denn ich setzte dabei mein Leben nicht selbst auf's Spiel; jetzt aber will ich suchen meine Schuld abzutragen. — Für diesen jungen Mann,« mein Freund, sprach er

zum Corporal gewendet, »empfangen Sie ihr gegebenes Handgeld dreifach zurück; das Uebrige will ich beim Monarchen selbst verantworten. — Sie, Eltern eines so braven Sohnes, sollen von nun an im Schlosse wohnen, und alle Ihre Bedürfnisse sollen Ihnen von den herrschaftlichen Renten gereicht werden. — Und Sie, Retter meines Lebens, sollen nie von meiner Seite weichen, mein Freund seyn. Wir Beide lieben die Kunst und Natur, und da kann's an Glück und Freude nicht fehlen. Eine Versicherung für Ihre älteren Jahre war Ihnen schon damals bestimmt, als Sie in den Abruzzen mein Retter wurden, denn ich merkte aus Ihren Erzählungen, daß Sie in meinem Gebiete wohnten; behielt aber das Incognito bei, Sie hier freudiger zu überraschen. Meine Achtung, meine Freundschaft soll Ihnen immerdar bleiben!« Somit drückte er Wilhelm, der wie seine Eltern der Freudenthränen sich nicht enthalten konnte, nochmal herzlich an seine Brust.

Kaum hatte der edle Graf zu sprechen aufgehört, so ertönten von allen Seiten Stimmen des Jubels und des Dankes; Wilhelm sank in die Arme seiner Eltern; wie im Triumphe wurde Ehrlich mit seinem Weibe von den Dorfbewohnern in ihre Hütte zurückgeführt, in der sie heute das letzte Mal übernachteten; ein allgemeines Freudenfest schloß den traurig begonnenen Tag; und Wilhelm, der für diesen Abend nicht mehr von der Seite des Grafen weichen durfte, erkannte mit dankentzündetem Herzen: »Wer auf Gott vertraut und recht thut, erntet Segen!«

Text: Bekehrt euch zu mir von ganzem Herzen, mit Fasten, Weinen und Wehklagen, und zerreißt eure Herzen und nicht eure Kleider.

Joel. 2. 12.

Das Geburtsfest.

— — Neu' ist in die gold'ne Brücke,
Die, wenn der Sünder sich auch noch so weit verirrt,
Ihn doch in's schöne Land der Unschuld wieder führt.

Alxinger.

Nahe an der Heeresstraße besaß der alte Kaufmann Welten ein kleines Landhaus mit einem zierlichen Gärtchen, das er, seit ihn die Verschwendung seines Sohnes das Handlungsgeschäft aufzugeben gezwungen hatte, mit seiner Nichte und einem alten treuen Diener bewohnte. Sein Sohn Albert, ein hoffnungsvoller Jüngling, verleitet durch Leichtsinn und verführt durch böse Genossen, hatte, besonders im Spiele, große Summen verschwendet, den Vermögensstand des Vaters zerrüttet, und, nachdem er die grauen Haare desselben mit Schmach und Elend belastet, sich plötzlich entfernt; Niemand konnte erfahren, wohin. Der Vater, dem außer jenem Landhause äußerst wenig geblieben war, empfand die Kränkung tief; er suchte das Andenken seines Sohnes aus dem Herzen zu bannen, sprach kein Wort mehr von ihm,

und wurde böse und übellaunig, wenn zufällig Jemand desselben erwähnte. Manchmal freilich, wenn er einsam in der Gartenlaube saß, und das Auge ruhig auf des Himmels blauen Fernen ruhte, als sehne es sich nach dem künftigen bessern Vaterlande, rollten Thränen über die gefurchte Wange — seinem Sohne geweint.

Acht Jahre waren seit Alberts Entfernung verflossen, als einst, am Vorabende des Geburtsfestes des alten Welten, ein fremder, wohlgekleideter Mann mehrere Male um's Haus schlich, und es aufmerksam betrachtete. In sich gekehrt, ganz in Gedanken verloren, stand er mit thränendem Blicke eine Weile da, als sich Georg, des alten Kaufmanns Diener, ihm näherte. Bald entspann sich zwischen Beiden ein leises lebhaftes Gespräch. Ueberraschung, Staunen, Freude und Schmerz wechselte auf dem Gesichte Georgs. Endlich schieden sie mit sichtbarer Rührung. Georg eilte mit gefalteten Händen, thränenden Blickes, in's Haus.

Gegen Abend führte Weltens Nichte den Onkel in den Garten, wo ein Lieblingsimbiß unter der duftenden Linde seiner harrte. Er fühlte sich recht froh, und dankte der Leitung des Himmels das Glück, diese festliche Stunde wieder erlebt zu haben. Lange blickte er schweigend in die blumenbesäete Flur hinaus und war in Erinnerungen versunken, als Georg im Sonntagsstaate erschien, und verstohlen auf die Nichte hinüber lächelte.

Jetzt nahte sich eine wohl gebildete Frau, im schmucklosen, doch niedlichen Kleide, einen kleinen Knaben an der Hand führend. Derselbe lief auf einen Wink der Mutter zu Welten hin, kniete sich vor ihm nieder und lallte, die Händchen gefaltet: »Du guter Mann, sei mein lieber Großvater:« Der Alte, aus seinen Betrachtungen aufgeweckt, ließ sich ein Paar Male die Bitte wiederholen, eh' er zu antworten wußte; dann hob er das Kind auf seinen Schooß, liebkosete es und fragte, wer es diese Bitte gelehrt, und was es damit wolle? Auf die Antwort: »Die Mutter und der Mann dort« (auf Georg zeigend), trat die Frau näher, und erklärte mit bescheidener, freundlicher Miene, der Knabe sei wirklich sein Enkel. »Wie so? wie so?« fragte Welten hastig und sein Blick verfinsterte sich mächtig. »»Ja, ich bin die Frau eines sehr biedern und wohlhabenden Mannes,«« sprach sie, »»der aber noch vor wenigen Jahren, ehe ich ihn ehlichte, in bejammernswerthen Umständen war. Er ließ sich vom Leichtsinn zum Spiele und zur Verschwendung rasch hinreißen. Einst, als er eine beträchtliche Summe verloren hatte, wagte er es nicht mehr vor seinen Vater zu treten, verließ voll Verzweiflung die Vaterstadt, und war Willens, nach Westindien sich einzuschiffen. Bald quälten ihn die Furien des erwachten Gewissens, und eh' er noch den nächsten Hafenplatz erreicht hatte, überfiel ihn eine schwere Krankheit, die den Rest seiner geringen Barschaft erschöpfte. Glücklich wieder hergestellt, faßte er den löblichen Entschluß, sich zu bessern. Er verkaufte, was noch einigen Werth hatte, und gelangte, wie von einer höhern Macht herumgetrieben, flüchtig wie

Kain, fast mit Lumpen bedeckt, nach Danzig, wo er bei meinem Vater, wegen seines damaligen, abschreckenden Aeußern, nur schwierig Aufnahme fand. Hier erfuhr er durch einen Reisenden aus seiner Geburtsstadt das Unglück seines Vaters, der verarmt sei; daß derselbe ihn verstoßen und aus seinem Herzen verbannt habe. Tief erschüttert, ward er stets eingezogener, lebte nur seinem Geschäfte, und mied jedes Vergnügen. Mein Vater gewann Zutrauen und Vorliebe für ihn, gab ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse im Handelsfache zu entwickeln, und erhob ihn später zum Geschäftsführer, in welcher Eigenschaft er stets mit großem Vortheile Waaren absetzte und ankaufte. Der Vater überließ ihm immer einen Theil des Gewinns, wodurch er sich bei seiner Sparsamkeit und Ordnungsliebe, ein kleines Vermögen erwarb, welches sich vergrößerte, als ich in der Folge den bescheidenen, jungen Mann lieb gewann, und der Vater mich ihm zur Ehe gab. Ich fühlte mich seitdem sehr glücklich; er versichert dasselbe. Indeß der Gedanke an den Vater und das Elend, das er ihm bereitet, ward ihm stets schmerzlicher; er konnte seiner Tage nicht recht froh werden. — Das ging mir in die Seele; ich beredete ihn selbst, aufzubrechen, mit dem Vater sich zu versöhnen, sich in seiner Nähe niederzulassen, und ihn durch alle Bequemlichkeiten des Lebens seine bisherigen Entbehrungen vergessen zu machen. Und nun — « «

Welten, von der Anmuth, mit welcher die Fremde erzählte, hingerissen, aber zugleich von Ahnungen ergriffen, wollte die Erzählende mehrmal unterbrechen — doch jetzt konnte er sich nicht mehr hal-

ten. »Wer ist Ihr Mann, wer? wessen diese Geschichte?« Die Frau drückte des Alten Hand an ihr pochendes Herz und blickte mit befeuchteten Augen nach oben. Walten selbst gerührt, wiederholte seine Frage; da stürzte der Fremde, der den verflossenen Abend mit Georg zusammengetroffen, vor ihm auf die Knie, mit den Worten: »Ihr Sohn, Ihr reuevoller Sohn!«

Welten, überrascht; versucht aufzustehen; er will sprechen, es ist ihm die Zunge gelähmt. Das erwachte väterliche Gefühl will ihn an den Busen ziehen. In diesem marternden Kampfe der Gefühle vergehen einige Minuten und tiefes Schweigen liegt über der Gruppe. »Vater, Verzeihung! Ihre Huld!« ruft endlich Albert, »groß war mein Vergehen, aber größer noch meine Reue!« »»Wir wollen für Sie nur leben,«« flehte die liebliche Gattin, »»Sie nähren, pflegen und mit Liebe und Trost Sie umwallen; Vergebung dem Manne, dessen Herz zu besitzen ich stolz bin!«« und der Kleine lallte unschuldsvoll dazu: »Sei mein lieber Großvater!«

Das war zu viel für des Vaters erschüttertes Herz. Schweigend hob er den Kleinen auf den Arm, reichte dann die Hand dem Sohne hin, und lächelte freundlich dessen Gattin zu. Vom Vatergefühl überwältigt, stürzte er an des Sohnes Brust, »mein Sohn, mein lieber Sohn!« rufend, indem alle Uebrigen in lauten Jubel ausbrachen. Lange hielten Vater und Sohn sich umschlungen; »Sohn,« sprach jener, ihn küssend, »du hast mir ein herrliches Geburtsfest bereitet, und mir ein kostbares Angebinde gebracht, Gott möge dich segnen dafür!« — Allgemeine Won-

ne herrschte im Kreise der Familie. Welten vor seeligem Vergnügen außer sich, hing bald an seines Sohnes und seiner Tochter Arme, bald liebkosete er den kleinen Enkel und lobte die schmucke Schwiegertochter. Der laute Jubel währte lange in die Nacht, und der anbrechende Tag bewies den Ueberraschten, daß ihr Glück kein täuschender Traum gewesen.

Der Baum des Lebens.

(Parabel.)

Nur um Mühe und Beschwerde
Reichet die Freuden dir die Erde.

An der Hand der Klugheit pilgerte ein Jüngling bald durch reizende Gefilde, bald durch dornbewachsene Wüsteneien, und was er sah und hörte, er schrieb's mit Flammenzügen sich in's Herz. Einst traten Beide in einen blühenden Garten, in dessen Mitte ein großer Baum prangte, der mit wunderschönen Blüten übersäet war, auf seinem wankenden Gipfel aber eine eben so schöne, als große Frucht trug, deren liebliches Aeußere und süßer Duft unwiderstehlich zum Genusse reizte. Den Baum nannte sie Lebensbaum. — Mehrere Knaben hüpften fröhlich um denselben, blickten unaufhörlich nach seiner Frucht, und bemühten sich, sie zu erhaschen. Sie ergreifen daher die Blüten, um sich in die Höhe zu schwingen; diese aber fielen entweder hinweg, oder die zarten Zweige, an denen sie hafteten, brachen, oder bogen sich bis zur Erde, und die Knaben konnten ihren Zweck nicht erreichen. — Lange sahen beide Wanderer dem bedeutungsvollen Spiele zu. Dann wendete sich aber die Klugheit zu den Knaben:

»Warum haſcht ihr, Thörichten!« ſprach ſie, »ſtets nach den Blüthen, die loſe an dünnen Zweigen haften, und die nur das Schickſal zur Erquickung auf den Weg gepflanzt? — langt nach den Aeſten, deren Kraft euch trägt; iſt ihre Rinde auch rauh, und ritzt ſie der Hände zarte Haut, um ſo beſſer; ihr glitſcht nicht aus, und gelangt ſo zum erſehnten Ziele!« —

Die Knaben thaten, was die Klugheit rieth, und ſieh — der Erfolg belohnte ihre Mühe mit hoher Luſt. Die Göttin blickte aber mit mildem Ernſt auf den Jüngling, und dieſer, den Sinn der Worte wohl erfaſſend, ſchmiegte ſich im heißen Dankgefühle mit ergebenem Herzen noch inniger an ſeine göttliche Führerin.

Inhalt.

	Seite
Das Bildniß des Großvaters	5
Die Jubelfeier	27
Der Neger auf Domingo	39
Das Gerippe	47
Das Wiedersehen	58
Das Geburtsfest	71
Der Baum des Lebens (Parabel)	77

44197